

*The fact is that some of us went to Berlin
with the mistaken idea that we were going to watch
or take part in a sports meeting;
instead we're treated to a piece of political propaganda.*

ARTHUR GODFREY KILNER BROWN,
BRITISCHER LEICHTATHLET UND OLYMPIASIEGER 1936

PROLOG

Donnerstag, 29. April 1937

Überall in dieser Stadt dampfte es aus der Erde, aus jedem Kanaldeckel, aus jedem Gully, aus jedem Brunnen. Am gewaltigsten aber dampfte es vor dem Hotel Rose, dessen Balkone direkt zum Kochbrunnenplatz hinauswiesen. Selbst im Innenhof des Grandhotels, das wie die meisten Wiesbadener Häuser einmal bessere Zeiten gesehen hatte, krochen Dampf und Nebel aus der Unterwelt.

Der Lieferwagen des Dotzheimer Weingutes Jacoby rollte geradewegs über die Dampfwolke und hielt vor dem Kellereingang. Der Sommelier stand schon am Treppenaufgang, die berufsbedingt elegante Erscheinung in direktem Widerspruch zu seinem Gesichtsausdruck.

»Na endlich, da sind Sie ja, wurde auch Zeit! Der Riesling geht uns schon aus, sollen unsere Gäste verdursten? Nu machen Sie mal Tempo!«

Der Mann am Steuer des Lieferwagens zündete sich in aller Ruhe eine Zigarette an. Wortlos schwang er sich vom Fahrersitz, ging um den Wagen herum und öffnete die Hecktür.

Er kannte den Sommelier des Hotels Rose nun schon eine Weile und wusste, wie er ihn behandeln musste: das Geschimpfe gar nicht erst beachten. Mit den Gastronomen und Weinhändlern, mit denen er täglich zu tun hatte, konnte er umgehen, sonst kannte er in dieser Stadt kaum jemanden – seinen Hauswart, seinen Chef, ein paar Kollegen. Das war's, keine Freunde, kein Stammtisch, nicht mal eine Liebschaft. Einen wie ihn nannte man wohl einen Einzelgänger.

Manchmal fragte er sich, ob das nicht immer schon so gewesen war, oder erst seit jenem Tag, als er sich, wenige Wochen nach der Olympiade, die sein ganzes Leben verändert hatte, beim alten Jacoby bewarb.

Heinrich Jacoby hatte hinter seinem Schreibtisch gesessen wie ein argwöhnischer Uhu und ihn über den Rand seiner Brillengläser gemustert.

»Kessler heißen Sie also ...«

»Kessler. Jawohl. Wilhelm Kessler.«

»Geboren in Neuwied?«

»Jawohl.«

»Junggeselle.«

»Jawohl.«

»Sind schon für die Firma Wittkamp gefahren, sehe ich ...«

»Jawohl. Im Raum Köln.«

»Und gedient haben Sie auch.«

»Jawohl.«

»Nichts für ungut, aber das hört man Ihnen heute noch an, Herr Kessler. Jawohl!«

Ein Lachen und einen Handschlag später hatte sein neues Leben begonnen. Es war nicht das Leben, das er sich ausgesucht hätte, aber wer konnte das schon, zumal in diesen Zeiten? Er konnte froh sein, dass er überhaupt noch eines hatte.

Er streifte die abgewetzten Lederhandschuhe über und stemmte die ersten zwei Kisten *Dotzheimer Judenkirch*, schleppte wortlos Kiste für Kiste in den Weinkeller, während der Sommelier auf dem Hof stand und überflüssige Befehle erteilte. Endlich war die letzte Weinkiste ausgeladen, die letzte für das Hotel Rose, die letzte für heute. Er ließ sich den Lieferschein quittieren und stieg zurück in den Wagen.

Es war spät geworden. Grundsätzlich machte ihm das nichts aus, einen pünktlichen Feierabend hatte man in diesem Beruf ohnehin nie. Wenn er es dann allerdings nicht einmal mehr zur Abendvorstellung schaffte, haderte er doch mit seinem Schicksal. Ab und an ein Spielfilm, das war der einzige Luxus, den er sich erlaubte, seit er in dieser verschlafenen Stadt sein zurückgezogenes Leben lebte. Um für anderthalb Stunden wenigstens das Gefühl zu haben dazuzugehören, zu den Menschen, die mit ihm im dunklen Saal saßen, auch wenn er das nicht tat.

Das war der Preis, den er zahlte für sein Überleben: kein Leben mehr zu haben, jedenfalls kein glückliches. Aber hatte er das überhaupt jemals gehabt? Er hatte eine Frau gehabt, eine Frau,

mit der er sogar Kinder hatte haben wollen, doch war es bei dem Wunsch geblieben. Und das einzige, was ihn sein trostloses Dasein ertragen ließ, war die Hoffnung, sie eines Tages wiederzusehen. Manchmal wurde die Sehnsucht nach seinem alten Leben, obwohl es alles andere als perfekt gewesen war, so groß, dass er es kaum ertragen konnte.

Doch das war vorbei, damit hatte er sich abzufinden. Selbst wenn die Zeiten sich wieder zum Besseren wenden sollten, würden sie nie wieder so werden, wie sie einmal gewesen waren.

Er fuhr den Lieferwagen ohne Umwege ins Wiesbadener Westend und parkte unter der Straßenlaterne vor seinem Haus. Er öffnete die Hecktür und wunderte sich, wie vertraut ihm der Mann, dessen Gestalt sich in der Fensterscheibe spiegelte, inzwischen war. Manchesterhosen, Lederjacke, Schirmmütze und Schnauz, nicht einmal seine eigene Mutter hätte ihn erkannt.

Er holte eine Flasche Riesling für den Abend aus dem Wagen. Kein Mensch mehr auf der Straße. Er ging durch die Toreinfahrt und überquerte den Hof. Allein das Dudeln eines Radios begleitete seinen Weg das Treppenhaus hinauf. So war das meistens hier, und wenn er doch mal jemandem begegnete, interessierte der sich nicht groß für ihn. Was auf Gegenseitigkeit beruhte, die meisten seiner Nachbarn hier im Hinterhaus kannte er bis heute nicht. Oben unterm Dach hatte er seine Ruhe, so hoch stieg sonst niemand.

Die Wohnungstür war nicht verriegelt. Nichts Neues, schon einige Male hatte er morgens vergessen abzuschließen, dennoch machte ihn die unverschlossene Tür nervös. Jedesmal.

Er glaubte nicht, dass sie ihn aufgestöbert hatten, so einfach war das nicht, dennoch nahm er die Weinflasche in seine Rechte und umfasste mit festem Griff ihren Hals. Sollten sie ihn tatsächlich gefunden haben, würde er sich wehren, ganz gleich wie aussichtslos es sein mochte. Wenn ihn sein Leben eines gelehrt hatte, dann dies: Auch auf verlorenem Posten sollte man kämpfen.

Behutsam öffnete er die Tür und horchte, lauschte auf jedes Geräusch, doch alles, was er hörte, waren das Radio unten im Haus und das kaum wahrnehmbare Knarren der Türangeln. Auf leisen Sohlen betrat er die Wohnung, eine Diele ächzte unter seinem Schritt.

Er blieb stehen und erstarrte, denn mitten im Raum saß jemand.

Es dauerte eine Weile, bis er merkte, dass der Mann, der da im Sessel kauerte, sich nicht mehr regte. Sondern mit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit starrte, den Kopf seltsam schief. Beinahe als habe er sich zum Musikhören dorthin gesetzt und sein Ohr zum Plattenspieler geneigt, um zu lauschen. Doch es lief keine Musik. Und der Mann konnte auch nichts mehr hören.

Auf dem senfgelben Sessel, dem einzigen gemütlichen Möbelstück im ganzen Raum, saß eine Leiche. Ein Mann, den er noch nie zuvor gesehen hatte. Hager, vielleicht Mitte vierzig, in einen unauffälligen grauen Anzug gekleidet.

Als er sich fragte, wer zum Teufel das sein mochte und wie er in seine Wohnung gelangt war, hörte er ein Geräusch und fuhr herum, bereit, jeden Angriff abzuwehren. Zur Not eben mit einer Weinflasche, und wenn es das Letzte sein sollte, was er in seinem Leben noch tun würde.

Eine tiefe, warme Frauenstimme kam aus dem Dunkel.

»Nicht! Tun Sie mir nichts!«

Eine Stimme, die er kannte. Eine Stimme aus seinem alten Leben. Keine von denen, die er befürchtet hatte und deretwegen er eine Weinflasche in der erhobenen Hand hielt.

Dennoch gab es keinen Zweifel: Die Vergangenheit hatte ihn eingeholt.

ERSTER TEIL
Citius

Samstag, 25. Juli, bis Montag, 3. August 1936

Da die in Deutschland stattfindende Olympiade dazu dienen soll und kann, Deutschlands Ansehen in der Welt zu heben und das bestehende Mißtrauen in die Staatsführung zu beseitigen, darf der Erfolg, den die Olympiade für Deutschland damit verspricht, nicht durch irgendwelche Maßnahmen aufs Spiel gesetzt werden, die nicht zur Abwehr gleichzeitig auftauchender Gefahren unbedingt erforderlich sind.

INTERNE STELLUNGNAHME ZU DEN VORSCHLÄGEN
DES SICHERHEITSHAUPTAMTES DES REICHSFÜHRERS SS
BETREFFEND MASSNAHMEN POLIZEILICHER UND
PROPAGANDISTISCHER ART GELEGENTLICH DER OLYMPIADE 1936

1

Vor Haus Zittau, gleich neben der Schwimmhalle, knatterte das Sternenbanner im Wind. Die Fahne machte das einzige Geräusch weit und breit, das Dorf lag wie tot in der Mittags-sonne; niemand war unterwegs. Was für ein Unterschied zu gestern Abend, als sich die Menschen auf dem schmalen Weg zwischen den schlichten Walmdachhäusern dicht an dicht drängten, während die Fahne zu den Tönen der amerikanischen Nationalhymne den Mast hinaufgeklettert war.

Fritze klaubte das Foto aus der Brusttasche, das er aus der Zeitung ausgeschnitten und fein säuberlich auf Pappe geklebt hatte. Heimlich, denn sein Pflegevater durfte davon nichts wissen. Für Wilhelm, wie Fritze Herrn Rademann nennen musste, obwohl ihm eigentlich gar nicht danach war, gehörten die Negersportler nämlich von der Olympiade ausgeschlossen. »Das sind doch Tiere«, hatte er gesagt, »was soll das für einen Sinn haben? Man lässt einen Menschen ja auch nicht gegen ein Pferd um die Wette rennen.«

Für Fritze war Jesse Owens kein Tier, sondern der größte Sportler des Planeten. Schlicht und einfach der schnellste Mann der Welt. Er hatte die selbstgebastelte Autogrammkarte gestern schon in der Tasche gehabt, bereit, sie jederzeit hervorzuholen, jedoch hatte das Schicksal es nicht gut mit ihm gemeint. Bei der Zuteilung der Busse hatte man ihn hinten zum allerletzten geschickt, Owens aber hatte im ersten gesessen und war auch einer der Ersten, die ausstiegen. Fritze, mit zwei Koffern und dem Mantel irgendeines Schwimmers beladen, hatte keine Chance gehabt. So waren sie vom Empfangsgebäude die Dorfaue hinaufmarschiert zu den Unterkünften, über zweihundert amerikanische Athleten, alle in blauen Anzügen und mit Strohhüten auf dem Kopf, flankiert von den weißen Uniformen des Jugendehrendienstes, an-

geführt vom deutschen Empfangskomitee, Jesse Owens ziemlich weit vorne, Fritze mit seinem Schwimmer ziemlich weit hinten. Gleich nach der Hymne waren die Athleten, denen man die Müdigkeit nach der langen Reise ansah, in ihren Unterkünften verschwunden. Fast wie eine Schulklasse, die gerade in der Jugendherberge angekommen ist und sich um die besten Betten streitet. Fritze hatte sich gemerkt, in welches Haus Owens gegangen war. Haus Bautzen.

Sachsenstraße, so nannten sie diesen Abschnitt hier, den Abschnitt zwischen Schwimmhalle und Speisehaus, weil die amerikanischen Athletenunterkünfte allesamt die Namen sächsischer Städte trugen.

Er konnte es immer noch nicht ganz fassen: Olympische Spiele in Berlin, und er mittendrin. Er, Friedrich Thormann, Sohn einer Mutter, die ihn verstoßen, und eines Vaters, der ihn nie gekannt hatte und von dem man nicht einmal wusste, wie er hieß und ob er überhaupt noch lebte. Fritze Thormann, der die meisten Jahre seines jungen Lebens auf der Straße und in Waisenhäusern verbracht hatte. Der vor wenigen Jahren noch vor den Berliner Bahnhöfen Passanten angeschnorrt und in aufgebrochenen Laubenpieperhütten geschlafen hatte, um irgendwie über die Runden zu kommen. Und nun gehörte er dazu, war mittendrin in Olympia, jedenfalls mitten im Olympischen Dorf, und trug voller Stolz die Uniform des Jugendehrendienstes: weiße Kniestrümpfe, weiße Shorts und eine weiße Jacke, auf dem Kopf ein weißes Schiffchen und auf der linken Brusttasche die olympischen Ringe.

Nur die Besten waren ausgewählt worden. Dass er mit Abstand der sportlichste seiner HJ-Schar war, hatte sicherlich geholfen, wichtiger aber waren seine Sprachkenntnisse, das Französische, das er mit Charly, das Englische, das er mit Gereon gepaukt hatte, um aufs Gymnasium gehen zu dürfen. Dafür war er ihnen dankbar, aber noch mehr, das spürte er, war er dem Führer zu Dank verpflichtet. Dafür, dass einer wie Fritze Thormann es in diesem Land überhaupt so weit bringen konnte. Vom Straßenjungen bis zum Jugendehrendienst.

Seit dem Beginn der Großen Ferien waren sie nun schon hier, und die ersten Mannschaften waren kurz danach eingezo-

gen, doch erst seit gestern Abend, seit die grauen Wehrmachtbusse mit den Amerikanern vorgefahren waren, hatte das Olympische Dorf seinen Namen auch verdient. Im Ehrendienst hatten sie schon seit Tagen von nichts anderem gesprochen. Ohne die Amis – mit Stars wie Jesse Owens, Glenn Hardin, Earle Meadows, Forrest Towns oder Eleanor Holm – wären die Olympischen Spiele keine richtigen Olympischen Spiele gewesen, da waren sich alle einig. Dabei hatte es lange so ausgesehen, als würden die Amerikaner gar nicht kommen. Noch vor einem Jahr hatte in den Zeitungen gestanden, dass sie die Spiele in Berlin wegen der jüdischen Greuelpropaganda in den amerikanischen Zeitungen boykottieren könnten. Doch schließlich hatte der Führer die amerikanischen Funktionäre überzeugen können, dass Deutschland ein normales Land war wie jedes andere auch und nicht das Ungeheuer, das die ausländische Lügenpresse so gerne aus ihm machte.

Fritze schaute sich um. Das Haus, in dem Jesse Owens gestern Abend verschwunden war, lag still und verschlafen vor ihm. Kein Mensch zu sehen. Er fühlte sich nicht ganz wohl in seiner Haut, denn eigentlich sollte er bei den anderen sein, beim gemeinsamen Essen, bei dem sie auch nie Ruhe hatten, weil sich immer mal wieder einer der Athleten mit einem Auftrag meldete. Heute jedoch hatte Fritze sich unerlaubt entfernt und kam sich vor wie ein Deserteur. Sein knurrender Magen aber war ein Preis, den er für ein Autogramm von Owens zu zahlen bereit war.

Er ging um das schlichte einstöckige Walmdachhaus herum. Auf der Terrasse saß niemand, die hölzernen Liegestühle waren leer, auf einem lag noch ein blaues Handtuch, sonst nichts. Fritze ging hinüber zur Terrassentür und klopfte kurz entschlossen gegen das Glas. Schon bei der ersten Berührung seiner Fingerknöchel schwang die Tür nach innen. Er zuckte zurück, dann steckte er seinen Kopf durch den Spalt und lugte hinein. Ein großer Raum, menschenleer, an der Wand prangte eine Ansicht der Stadt Bautzen, eingerahmt von Frauen in Tracht. *Evangelische Wendinnen beim Kirchgang*, stand darüber. Die Schlafräume lagen gleich hinter dem Gemeinschaftsraum, rechts und links des langen Gangs, der bis vorne zur Haustür reichte – die Athletenunterkünfte waren alle nach demselben Prinzip gebaut. Fritze machte

einen Schritt hinein. Sollte er es wirklich wagen? An die Tür zur nächsten Schlafkammer klopfen? Nein, er kam sich schon jetzt vor wie ein Eindringling, höchste Zeit umzukehren. Er wollte durch die Terrassentür wieder hinaus, da ließ ihn eine tiefe Stimme einfrieren.

»What the heck are you doing here, boy?«

Fritze fühlte sich ertappt. Es stand ihm nicht zu, sich in den Athletenhäusern herumzutreiben, außer wenn ein Auftrag dies nötig machte. Doch er hatte keinen Auftrag, niemand hatte ihn gerufen. In der Tür zum Gemeinschaftsraum stand ein Mann, der schwärzer war als alle Neger, die Fritze jemals gesehen hatte. Er trug den blauen Trainingsanzug der amerikanischen Olympioniken mit dem rot-weißen USA-Schriftzug quer über der Brust und musterte den Eindringling mit misstrauischem Blick.

Fritze nahm Haltung an, so wie sie es beim Jugendehrendienst gelernt hatten. So wie er es schon bei der HJ gelernt hatte.

»I'm sorry, Sir, I am looking for Mister Owens ...«

»Mister Owens? He ain't here.«

Fritze räusperte sich, weil er das Gefühl hatte, seine Stimme sei ihm abhandengekommen. »Do you know where to find him?«

Der Schwarze schaute ihn an und sagte lange nichts. Eine Ewigkeit, wie es Fritze schien.

»You are kind of an errand boy, aren't you?«

»Yes, Sir, Jugendehrendienst, Sir! At your service!«

Der Schwarze zeigte auf seine Trainingsanzugsbrust. »You are here to serve me?«

»Yes, Sir.«

Die Mundwinkel des Sportlers zogen sich in die Breite. »That's great: White boy serves a black man! I think I like it here.«

Fritze wusste nicht, was er sagen sollte, er wusste nicht, ob der Mann sich über ihn lustig machte oder es ernst meinte.

»So how about fetching me something?«

»Sir?«

»May you get me a hamburger. And a Coke.«

Einen Hamburger? Fritze war irritiert. Meinte der vielleicht ein Frankfurter Würstchen und hatte die Städte durcheinandergebracht? Und das andere? Wollte der wirklich Kokain? Was dachten die in Amerika denn, wie es in Berlin zugeht?

»I'm sorry, Sir, I'm afraid I don't understand.«

»A burger. Never heard?«

Fritze zuckte die Achseln. »I'm sorry.«

»It's beef in a bread roll with onions, and a slice of tomato. And I'm sure you can get Coca-Cola in our lunchroom over there. I already had one yesterday.«

»Coca-Cola, of course, Sir. And a ... burger.«

»Just say you want this for Mister Albritton and they should give it to you.«

»Der Hochspringer!«

»Pardon?«

»I mean, you are David Albritton. The ... the high jumper.« Gestern erst hatte Fritze den Artikel *Amerikas schwarze Kämpfer* im Tageblatt gelesen. Er stand vor dem Weltrekordhalter im Hochsprung.

»You know me?«

»I read about you in the newspaper.«

»So I'm already famous in Germany? Do you want an autograph, boy?«

»Sure«, sagte Fritze, obwohl er von Albritton nicht einmal ein Foto hatte. Aber vielleicht hatte der ja Autogrammkarten. Manche Sportler hatten das. Max Schmeling hatte das.

»You will get my autograph after bringing me my food. And maybe ...« Er zwinkerte verschwörerisch. »... maybe Jesse will be back and give you an autograph, too.«

»That would be very kind, Sir.«

Albritton lachte. »Of course. It is. And now hurry up, I'm hungry.«

Fritze spürte eine gewisse Erleichterung, als er wieder auf der Dorfstraße stand. Der schwarze Sportler hatte ihn eingeschüchtert. Obwohl er sicher war, dass der Mann sich auch einen Spaß mit ihm erlaubt hatte. Wahrscheinlich war er es in seiner Heimat wirklich nicht gewohnt, von einem Weißen bedient zu werden. Überhaupt bedient zu werden. Fritze hatte keine Ahnung, wie so ein Sportlerleben in Amerika aussah.

Haus Berlin, das zentrale Speisehaus, lag nur wenige Schritte von den amerikanischen Unterkünften entfernt. Es sah einladend aus, hell und modern, mit großen Fenstern. Hier hatte jede Nation

ihren eigenen Speisesaal mit eigener Küche. Der Saal der Amerikaner trug die Nummer zwölf und lag im Erdgeschoss, direkt am Ende der Sachsenstraße. Als Fritze die Tür öffnete, fühlte er sich längst nicht mehr so unbehaglich wie vorhin, nun hatte er eine Aufgabe. Und als Belohnung winkte ein Autogramm, vielleicht sogar zwei. Die anderen Jungen würden neidisch sein. Obwohl sie nicht offen darüber sprachen und sich unter den Augen ihrer Vorgesetzten lieber über die deutschen Medaillenhoffnungen unterhielten, waren die amerikanischen Neger Sportler für die meisten Kameraden im Jugendehrendienst die eigentlichen Helden.

Vor der Essensausgabe, einer ganzen Batterie von Durchreichen, die wie Postschalter aussahen, warteten drei, vier Kellner auf ihre Bestellungen. Fritze stellte sich geduldig hinten an, es war beinahe wie auf dem Postamt.

»Was will denn der Jugendehrendienst hier?«, fragte der Mann hinter dem Tresen, der ganz in Weiß gekleidet war und eine Kochmütze trug. »Das hier ist unser Reich, hier serviert nur der Lloyd!«

»Mister Albritton schickt mich. Auf eine Coca-Cola und einen ... Hämbörger.« Obwohl Fritze sich ein bisschen albern vorkam, sprach er das Wort genauso aus, wie er es von dem Amerikaner gehört hatte. Der Mann an der Essensausgabe schien zu wissen, was es zu bedeuten hatte.

»Steht zwar nicht auf dem Speiseplan, lässt sich aber machen«, sagte er. »Wir braten gerne auch Extrawürste. Oder -börger.« Er drehte sich um und rief die Bestellung nach hinten. Dann wandte er sich wieder dem Jungen zu. »Wird 'nen kleinen Moment dauern. Willste so lang warten? Musst nur aufpassen, dass du unseren Stewards nicht im Weg stehst.«

Fritze stellte sich ein wenig abseits an die Wand und schaute sich um. Ein gutes Dutzend langer Tafeln, akkurat in zwei Reihen aufgestellt, an den meisten saßen Männer und aßen. Weiße Männer vor weißen Tischdecken. Fritze fragte sich, wo die Neger Sportler sein mochten, von denen es bei den Amis doch so viele gab. Ob die alle trainierten? Und später aßen? Vielleicht durften Schwarze ja nicht zusammen mit Weißen an einem Tisch sitzen. Oder wollten es nicht.

Ein lautes Scheppern riss ihn aus seinen Gedanken. An einem der Tische musste ein Teller zu Boden gegangen sein. Ein dicker

Mann im dunklen Zweireiher, der neben all den schlanken Sportlern und blauen Trainingsanzügen wie ein Fremdkörper wirkte, war aufgestanden. Es sah aus, als wolle er eine Rede halten, doch das tat er nicht. Er stand einfach da und stierte in die Ferne, als könne er dort etwas sehen, was sonst niemand sah. Die Männer ringsum schauten ihn an, als erwarteten sie eine Ansprache oder etwas in der Art, doch der dicke Mann sagte keinen Ton, er starrte lediglich mit großen Augen geradeaus. Sein Gesicht war blaurot angelaufen, mit der einen Hand krallte er sich am Tischtuch fest, mit der anderen griff er sich an die Brust, irgendwo zwischen Herz und Hals. Sein Tischnachbar, ein blonder Athlet, sprang auf und machte Anstalten, dem Dicken auf den Rücken zu klopfen, als gelte es, einen Bissen zu lösen, der dem Mann im Halse steckengeblieben war.

Doch bevor es dazu kam, erbrach sich der Unglückliche in einem großen Schwall quer über den Tisch, über Teller, Gläser, Servietten und die Trainingsanzüge der in seiner Reichweite Sitzenden, die reflexartig beiseite sprangen. Der Dicke schien davon nichts mitzubekommen, immer noch stierte er die Wand an, dann ließ er das Tischtuch los und kippte wie ein gefälltter Baum nach vorne auf den besudelten Tisch, warf dabei noch ein paar Gläser und Flaschen um und blieb reglos liegen. Noch einmal klirrte es laut, als zwei, drei Gläser über die Tischkante rollten und auf dem Boden zerschellten, dann war es still wie in einer Kirche. Alle Umstehenden schauten entsetzt und ohne einen Ton zu sagen auf den leblosen, massigen Körper, der zwischen all den Schüsseln und Platten lag. Dann, mit einem Mal, fingen alle an zu tuscheln und schienen ratlos, was zu tun sei, nur der Blonde beugte sich zu dem Dicken hinab.

»Scheiße«, entfuhr es dem Steward, der neben Fritze an der Essensausgabe stand. Er stellte die Gemüseplatten, die er gerade aufgenommen hatte, wieder ab und ging so schnell er konnte zum Tisch hinüber. Fritze folgte ihm, er hatte das Gefühl, helfen zu müssen, obwohl er keine Ahnung hatte wie. Inzwischen hatten der hilfsbereite Blonde und ein anderer Athlet den leblosen Körper vom Tisch gehoben und behutsam auf den Boden gelegt, der Blonde beugte sich über den Dicken und versuchte, ihn mittels Ohrfeigen wieder wachzubekommen, doch das Gesicht, das

nach der blauroten Färbung wenige Sekunden zuvor nun erschreckend bleich wirkte, blieb ohne jede Regung. Der Blonde suchte an der Halsschlagader nach dem Puls und machte ein besorgtes Gesicht, fing schließlich an, mit beiden Händen gegen den Brustkorb zu drücken, hielt dem Dicken die Nase zu und begann mit der Mund-zu-Mund-Beatmung.

»We need a doctor«, rief er, als er den Brustkorb wieder bearbeitete, »we need a fucking doctor here!«

Die Kellner, von denen inzwischen ein halbes Dutzend um den Tisch herumstanden wie die Ölgötzen, reagierten nicht, vielleicht war ihr Englisch nicht gut genug oder sie standen einfach auf der Leitung, also rannte Fritze los. Er wusste wohin, der Sanitätsdienst des Olympischen Dorfes hatte auch hier im Haus ein kleines Büro samt Behandlungszimmer. Er klopfte an die Tür und stürmte ohne abzuwarten hinein. Hinter dem Schreibtisch saß ein weißbekittelter Mann, der ihm mit hochgezogenen Augenbrauen entgegenblickte.

»Heil Hitler, Sanitätsrat, ein Notfall in Speisesaal zwölf, bitte kommen Sie schnell!«

»Heil Hitler, mein Junge. Nu mal langsam mit den jungen Pferden. Was ist denn passiert?«

»Keine Ahnung. Da ist einer zusammengebrochen, bitte machen Sie schnell. Ich glaube, der stirbt!«

Mit einem Mal kam Bewegung in den Arzt, er stand auf und folgte dem Jungen in den Speisesaal. Der Blonde im Trainingsanzug war immer noch mit Wiederbelebungsversuchen beschäftigt, doch der Dicke regte sich nicht, sein Gesicht schien eher noch bleicher geworden zu sein. Fritze hatte schon einige Leichen in seinem Leben gesehen, und noch bevor der Doktor sich niederbeugte, war er sicher, dass da nichts mehr zu machen war.

»Hilmar Schmidt«, stellte sich der Arzt vor. »I am a doctor.«

Die Umstehenden machten bereitwillig Platz, auch der blonde Ersthelfer. Alle schauten den Mann im weißen Kittel an, als sei er eine Art Zauberer und könne alles wieder gut machen. Doch Doktor Schmidt war kein Zauberer. Er fühlte den Puls, unternahm noch einige Wiederbelebungsversuche, die Fritze allerdings eher halbherzig erschienen, dann schaute er zu den Männern auf, die um ihn herumstanden.

»I am very sorry. But this man can't be helped, he is dead. I'm afraid he had a heart attack.«

Die Sportler schauten betroffen zu Boden oder unterhielten sich flüsternd, die Stewards schienen nicht so recht zu wissen, ob sie weiter servieren sollten oder ob das pietätlos war. Einer fing schließlich an, die Scherben aufzufegen, ein anderer räumte das vollgekotzte Geschirr ab, Teller, Schüsseln, Flaschen, Gläser und was sonst noch so auf dem Tisch stand. Als alles abgeräumt war, ersetzten zwei Stewards die schmutzige Tischdecke durch eine blütenweiße neue. Alles sah wieder picobello aus, einzig der tote Mann störte das makellose Bild. Die ersten Sportler verließen den Saal. Tuschelnd, achselzuckend. Andere standen ratlos um die Leiche herum.

Auch Fritze kam sich überflüssig vor, er ging zur Essensausgabe. Er wusste nicht, ob die in der Küche etwas von dem Zwischenfall mitbekommen hatten, die Arbeit jedenfalls hatten sie nicht eingestellt: In der Durchreiche stand eine große braune Papiertüte, daneben eine kleine Flasche mit einer braunen Flüssigkeit. Fritze nahm beides an sich. Die Tüte war warm, die Flasche eiskalt.

Er machte sich auf den Weg zum Ausgang, da rief ihn eine Stimme zurück.

»Hey, Junge! Einen Moment noch!«

Es war der Doktor, der sich ihm mit flatterndem Kittel näherte. Es wirkte, als müsse er sich um einen weiteren Notfall kümmern, doch legte er Fritze lediglich die Hand auf die Schulter.

»Einen Moment, Junge«, sagte er. »Ich muss noch kurz mit dir reden.«

»Mit Verlaub, Sanitätsrat, ich habe einen Botengang auszuführen. Das Essen wird kalt.«

»Keine Sorge, es dauert nicht lange.« Der Doktor räusperte sich. »Es war gut, dass du mich sofort geholt hast. Nicht deine Schuld, dass da nichts mehr zu machen war, das geht manchmal ganz schnell.«

»Jawohl, Sanitätsrat.«

»Ich bin Oberarzt, kein Sanitätsrat.«

»Jawohl, Oberarzt!«

»Doktor reicht. Wie heißt du denn, Junge?«

»Thormann, Friedrich, Oberrottenführer der Hitlerjugend, für

die Zeit der Olympischen Spiele zum Jugendehrendienst abkommandiert.«

»Soso, Oberrottenführer Thormann, hast du denn mitbekommen, was da drüben passiert ist?«

»Jawohl. Der Herr hat sich an die Brust gefasst, ist blau angelaufen, hat sich übergeben und ist dann umgekippt.«

»Hört sich nach einem Herzanfall an.«

»Das wissen Sie doch schon. Haben Sie doch eben allen gesagt.«

»Oh, du kannst Englisch.«

»Of course.«

»Nun, Oberrottenführer Thormann, so eine Diagnose ist immer nur vorläufig. Erst die Obduktion bringt Gewissheit. Aber die Menschen erwarten von einem Arzt natürlich, dass man ihnen etwas sagt. Gerade in so einer Situation.«

Fritze nickte. »Verstehe.«

»Eigentlich rechnet man als Mediziner im Olympischen Dorf mit anderen Einsätzen. Mit Sportverletzungen und dergleichen.« Der Oberarzt schüttelte den Kopf. »Aber eigentlich sollen herzkrankte Funktionäre auch nicht bei den Athleten essen.«

Fritze nickte noch einmal und wollte sich auf den Weg machen, doch der Doktor hielt ihn zurück. »Einen Moment noch, Thormann«, sagte er und schaute ihn mit ernstesten Augen an. »Du bist dir doch darüber im Klaren, dass du niemandem erzählen darfst, was du gerade gesehen hast?«

Fritze schaute den Oberarzt verwundert an.

»Was hier geschehen ist«, fuhr der fort, »ist bedauerlich, aber nicht zu ändern. Ein Unglück, wie es jederzeit überall auf der Welt passieren kann. Vermutlich waren die Strapazen der langen Reise letzten Endes zuviel für den armen Mann. Aber das darf keinen Schatten auf das Olympische Dorf werfen, das verstehst du doch, oder? Hätte der Mann sein Mittagessen mit den anderen Funktionären eingenommen, wäre er im Adlon oder im Esplanade gestorben und nicht hier.«

Fritze nickte, obwohl er sich nicht ganz sicher war, ob er verstand.

»Also hör gut zu: Ich werde den zuständigen Stellen Bericht erstatten und die Todesursache untersuchen lassen. Aber du erzählst niemandem davon, nicht deinen Kameraden, nicht deinen

Freunden, nicht einmal deinen Vorgesetzten, auch nicht deinen Eltern. Hast du das verstanden, Oberrottenführer Thormann? Niemandem!«

»Ja ... Jawohl, Oberarzt!« Fritzes Antwort kam zögerlicher, als er beabsichtigt hatte.

»Ehrenwort?«

»Ehrenwort.«

Endlich ließ der Doktor seine Schulter los und ging wieder zurück zu dem toten dicken Mann. Fritze öffnete die gläserne Tür mit den Ellenbogen und trat hinaus an die frische Luft, in der Linken die warme Papiertüte, in der Rechten die kalte Colaflasche. Ob er für seinen Botengang ein Autogramm bekommen würde, vielleicht sogar zwei, das war ihm mit einem Mal herzlich egal.

2

Nichts hier hatte sich verändert, alles war wie eh und je: dreckig und dreieckig. Als sei die winzige Gaststätte zwischen den drei holzvertäfelten Wänden aus Zeit und Raum gefallen und hätte nichts, aber auch gar nichts mit dem zu tun, was vor ihrer Tür geschah. Das Nasse Dreieck war ein Zufluchtsort, dem die irren Kapriolen, die die Welt draußen schlug, nichts anhaben konnten: Ganz gleich, was dort geschah, das Dreieck würde bleiben, wie es war. So gesehen also genau der richtige Platz für einen wie ihn.

Und dennoch fühlte es sich falsch an. Rath saß an dem dunkelholzernen Tresen neben Reinhold Gräf, wie sie schon vor Jahren dort gesessen hatten, und schaute Schorsch beim Bierzapfen zu. Sie hatten noch kein Wort gesprochen, nicht einmal eine Bestellung aufgegeben, aber das war im Dreieck auch nicht nötig. Der Wirt war schon dabei, zwei Mollen und zwei Kurze fertig zu machen. Er kannte seine Gäste.

Früher hatten Rath und Gräf regelmäßig hier verkehrt, früher, als sie noch Kollegen, Partner und Freunde in Ernst Gennats

Mordinspektion am Alex gewesen waren. Doch dann hatte ihre Freundschaft einen Knacks bekommen, aus Gründen, über die Rath nicht gerne nachdachte.

Schorsch stellte zwei Biergläser und zwei Stumpen auf das abgewetzte, glänzende Holz des Tresens. Rath und Gräf kippten den Kornbrand hinunter, in einer wie einstudiert wirkenden Gleichzeitigkeit, doch war es lediglich ein Hunderte Male zelebriertes Ritual. Die Schnapsgläser in einem Zug geleert und zurück auf den Tresen gestellt, dann die Biergläser, zwei, drei große Schlucke. Dann Schweigen. Genau wie früher. Nur hatte das Schweigen früher nicht so bleiern und unangenehm im Raum gestanden.

Rath fummelte eine *Overstolz* aus seinem Zigarettenetui und zündete sie an. Er nahm zwei tiefe Züge, ehe er das erste Wort sprach.

»Eigentlich dachte ich, wir wären durch damit«, sagte er und schaute den Rauchkringeln hinterher.

»Durch womit?«

»Na, mit dem hier.« Rath zeigte mit seiner Zigarettenthand im Raum umher und hinterließ eine sich verwirbelnde weißblaue Rauchfahne, die sich langsam im allgemeinen Kneipendunst auflöste. »Mit diesen Treffen. Ich dachte, meine Arbeit für euch hätte sich erledigt.«

»Vielleicht solltest du nicht so viel denken, Gereon.«

»Himmler ist seit sechs Wochen Polizeichef, der SD hat sein Ziel erreicht, was braucht ihr da noch Informationen aus dem LKA?«

Gräf schaute auf sein Bierglas und tat, als sei Rath gar nicht im Raum. »Wann wir deine Mitwirkung brauchen und wann nicht«, sagte er, »das sind Dinge, über die nicht du dir Gedanken machen musst.«

»Verstehen würde ich's trotzdem gern. Die SS hat dank Himmlers neuem Posten doch jetzt sowieso überall ihre Finger drin. Heydrich bläst die Pfeife, nach der Nebe tanzen muss. Nach der wir alle tanzen müssen.«

»Eben. Auch du, mein lieber Gereon.« Zum ersten Mal an diesem Abend schaute Gräf ihn an. »Du bist inoffizieller Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS, und als solcher ist es deine Pflicht, deinem Führungsoffizier nach bestem Wissen und Gewissen Auskunft zu erteilen, wann immer er das verlangt.«

Führungsoffizier. Wie Rath es hasste, wenn Gräf dieses Wort benutzte. Seit einem Jahr ungefähr war der einstige Gestapo-Kommissar als Untersturmführer im Sicherheitsdienst des Reichsführers SS beschäftigt.

»Was willst du, ich bin doch hier. Auch wenn dein Anruf aus heiterem Himmel kam – nach sechs Wochen Funkstille – und du mir den Abend versaut hast. Mir und Charly. Es ist Samstag, verdammt nochmal!«

»Hör auf zu jammern. Mir hat man auch den Abend versaut. So ist das eben in unserem Beruf.«

»Ich glaube nicht, dass wir beide denselben Beruf haben«, sagte Rath. »Ich bin immer noch Polizist.«

»Das mag sein. Aber für mich bist du in erster Linie ein mir zugeleiteter Mitarbeiter des SD.«

»Ein bisschen mehr Absprache wäre trotzdem sinnvoll. Das Problem an solch einem Treffen aus heiterem Himmel ist ja nicht nur, dass meine Frau stinksauer ist, sondern auch, dass es witzlos ist: Ich bin völlig unvorbereitet und habe so gut wie keine Informationen, die interessant für euch wären.«

»Als ob das etwas Neues wäre! Aber darum geht es heute auch nicht.«

»Ach was? Wolltest du nur ein Bierchen mit mir trinken?«

»Es gibt keinen Grund, sarkastisch zu werden. Aber wir sind heute tatsächlich nicht zum Reden hier, wir haben noch etwas vor.« Gräf kippte den Rest seines Bieres hinunter. »Trink aus, Geleon«, sagte er. »Wir müssen los.«

»Wie?«

»Ein kleiner Ausflug.«

»Und wohin geht's?«

»Du wirst sehen.«

Rath drückte seine Zigarette aus, obwohl sie erst halb geraucht war, doch an irgendetwas musste er seine Wut auslassen. Das alles klang nach einem völlig verkorksten Abend.

»Aber du zahlst«, sagte er.

»Es geht hier um die Staatssicherheit«, sagte Gräf und legte ein paar Münzen auf den Tresen. »Da muss ein Beamter der Sicherheitspolizei auch mal eine Ehekrise in Kauf nehmen. Über allem stehen Volk und Reich!«

»Und ganz oben steht der Führer ...«, knurrte Rath. »Da bin ich aber wirklich gespannt, was du zu bieten hast. Das muss schon etwas Gewaltiges sein, dass du so geheimnisvoll tust. Will jemand dem ollen Adolf ans Leder?«

»Du solltest nicht so daherreden. Wenn das jemand Falsches zu Ohren bekommt, kann das übel enden. Dann kann auch ich nichts mehr für dich tun.«

»Es bekommt aber niemand Falsches zu hören. Nur du. Und du bist doch mein Freund, oder?«

»Ich sage ja nur: Überspann den Bogen nicht«, sagte Gräf. Raths Frage beantwortete er nicht.

Ihre Freundschaft, die es tatsächlich einmal gegeben hatte, spielten sie sich nur noch vor; seit Monaten taten sie das, wenn nicht seit Jahren. Vielleicht konnte Rath es deshalb nicht lassen, diese angebliche und vor langer Zeit einmal doch sehr reale Freundschaft ab und an anzusprechen. Und auszuloten.

Er rutschte vom Barhocker und griff nach Hut und Autoschlüsseln.

»Gut, dann lass uns fahren.«

»Steck die Schlüssel ein«, sagte Gräf. »Wir nehmen meinen Wagen.«

»Du musst mich nicht mitnehmen, ich fahre lieber selber.«

»Egal. Du fährst mit mir.«

»Du musst mir nur sagen, wo's hingehet, dann ...«

»Schluss jetzt, du fährst mit mir. Das ist ein Befehl!«

Gräfs Stimme klang ungewohnt scharf. Rath hatte eine Antwort auf den Lippen, aber er schluckte sie hinunter. Wortlos folgte er Gräf durch die Tür nach draußen. *Das ist ein Befehl!* Es war das erste Mal, dass Gräf so etwas zu ihm sagte, und obwohl diese vier Worte eigentlich nur die Dinge beschrieben, wie sie wirklich lagen, hätte Rath am liebsten gemeutert. Doch er würgte die Wut, die in ihm hochsteigen wollte, wieder hinunter und stieg in den schwarzen Audi, der vor dem Dreieck parkte. Nagelneues Modell. Die SS ließ sich in Sachen Dienstwagen nicht lumpen.

Die Fahrt ging in Richtung Westen, erst den Landwehrkanal entlang und am Halleschen Tor dann in die Saarlandstraße. Die meisten Häuser zeigten sich im Fahنشmuck, auch das Hotel *Excelsior* gegenüber dem Anhalter Bahnhof, in dem Rath vor sie-

ben Jahren seine ersten Berliner Nächte verbracht hatte. Seither hatte die Straße ihren Namen schon dreimal geändert: von Königgrätzer Straße in Stresemannstraße, dann ab dreiunddreißig wieder Königgrätzer, weil Stresemann bei den Nazis verpönt war, und seit einem Jahr nun also Saarlandstraße. Weil sich die Saarländer mit so großer Mehrheit für den Anschluss ans Reich entschieden hatten.

Man erzählte sich, dass das *Excelsior* einmal Adolf Hitler persönlich des Hauses verwiesen haben sollte, doch blähten sich jetzt auch hier die Hakenkreuzfahnen im Wind, im steten Wechsel mit den weißen Olympiafahnen. Selbst Mendelsohns modernes Columbushaus am Potsdamer Platz, Zeuge einer vergangenen Zeit, musste Hakenkreuzfahnen an seiner Fassade dulden.

An der ausgebrannten Reichstagsruine bog Gräf auf die Charlottenburger Chaussee, die mitten durch den Tiergarten führte, und hier wurde es noch schlimmer, hier hatte die öffentliche Hand geflaggt. Die Chaussee war Teil der sogenannten Via triumphalis, die vom Stadtschloss über die Linden und den Tiergarten bis zum Reichssportfeld reichte. Sie passierten das Charlottenburger Tor, und mit jedem Meter, den sie weiter Richtung Westen fuhren, wuchs Rath's Wut. Warum bestellte Gräf ihn erst nach Kreuzberg, wenn es doch wieder in den Westen ging?

»Jetzt frage ich mich wirklich, warum ich nicht meinen eigenen Wagen nehmen konnte. Wo wir doch fast an meiner Haustür vorbeifahren. Ist das Schikane, oder was?«

Gräf zuckte die Achseln. »Ich habe meine Anweisungen.«

»Und die wären? Mir den Abend zu verderben?«

»Dich persönlich zu unserem Zielort zu bringen.«

»Und wo zum Teufel liegt der?«

Gräf sagte nichts und bog am Knie rechts ab. Zur Carmerstraße, wo Charly auf ihn wartete, wäre es nach links gegangen. Rath zündete sich vor Wut eine *Overstolz* an. Den Rest der Fahrt schwieg er. Auch von Gräf kam kein Ton, dessen Gesicht war ausdruckslos auf den Verkehr gerichtet. Sie passierten das Charlottenburger Rathaus und das Schloss, und dann erhob sich auf der rechten Straßenseite, gleich hinter der S-Bahn-Brücke, eine von kleinen Türmchen gekrönte Dächerlandschaft. Das Krankenhaus Westend. Sie waren am Ziel. Gräf parkte vor dem Haupteingang.

»Ein Krankenbesuch?« Rath stieg aus und schnippte seine Zigarette auf die Straße. »Und wir haben nicht mal Blumen dabei ...«

Gräf schloss den Wagen ab und ging wortlos voran. Nicht in den Bettentrakt, sondern hinab in die Katakomben des Krankenhauses, vorbei an mehreren Wachtposten, die Gräf alle zu kennen schienen und sie mit einem Kopfnicken passieren ließen, in einen dunklen, gefliesten Raum, an dessen Längswand vier mit Leinentüchern abgedeckte Rollbahnen standen. In der Mitte des Raumes, rings um eine weitere Bahre, auf der sich der behaarte bleiche Bauch eines toten Mannes wölbte, standen zwei Ärzte in weißen Kitteln und ein Mann in schwarzer Uniform.

Gräf blieb an der Tür stehen und nahm Haltung an.

»Heil Hitler, Obersturmbannführer!«, sagte er und ließ den rechten Arm nach oben schnellen. Rath winkelte seine Rechte an und nuschelte sein »Hei'tler«. Mehr bekamen sie von ihm nicht, auch nicht die SS.

Der rechte Uniformärmel des Obersturmbannführers hing schlaff und akkurat gefaltet herab, den muskulösen linken, der sich nun zum Deutschen Gruß erhob, umspannte die rote Hakenkreuzbinde. Sebastian Tornow sah aus wie immer: wie aus dem Ei gepellt.

»Heil Hitler, Untersturmführer«, sagte Tornow, »da sind Sie ja endlich!« Seine Miene war ernst. Er ignorierte Rath, als sei der gar nicht im Raum, und wandte sich den beiden Ärzten zu. »Die Kriminalpolizei ist da, wir können loslegen. Bevor wir beginnen, möchte ich die Herren jedoch darauf aufmerksam machen, dass alles, was in diesem Raum heute zu sehen und zu hören war und ist und sein wird, selbstverständlich striktester Geheimhaltung unterliegt.« Tornow räusperte sich. »Oberführer Grawitz, dann klären Sie den Oberkommissar doch bitte kurz auf.«

»Gern, Obersturmbannführer«, sagte der ältere der beiden Mediziner, der seinen Schnurrbart trug wie Adolf Hitler. Was eher lächerlich wirkte, wie Rath fand. Anbiedernd. Aber vielleicht verehrte Oberführer Grawitz ja auch nur Charlie Chaplin. Oberführer, das war schon ein hohes Tier in der SS. Ein, zwei Dienst-ränge höher als Sebastian Tornow selbst. Trotzdem wirkte es so, als habe Tornow in diesem Raum das Sagen.

Der SS-Mann im Arztkittel nickte dem Obersturmbannführer zu und wies auf den dickbäuchigen Toten auf der Bahre.

»Diese männliche Leiche wurde uns heute aus dem Olympischen Dorf zur Obduktion gebracht. Es handelt sich um den amerikanischen Staatsbürger Walter Morgan. Morgan sitzt ... saß im Vorstand der Amateur Athletic Union und war in dieser Funktion Mitglied der US-Olympia-Delegation. Heute hat er im Anschluss an einen Besuch des Olympischen Dorfes zusammen mit einigen Sportlern seines Landes im Speisesaal zwölf des Zentralen Speisehauses zu Mittag gegessen. Noch während des Mittagmahls ist Morgan plötzlich zusammengebrochen; sofort eingeleitete Wiederbelebungsmaßnahmen blieben wirkungslos. Kollege Schmidt ...« – Grawitz deutete auf den zweiten Weißkittel – »... atestiierte vor Ort Herzversagen als Todesursache und ...«

»Danke, Oberführer!«, unterbrach Tornow. »Ich denke, es ist nicht nötig, dass Sie sich in Einzelheiten verlieren, die werde ich mit dem Oberkommissar noch erörtern. Uns reicht der medizinische Befund. Wir wollen nicht zuviel Ihrer wertvollen Zeit stehlen.«

Grawitz schaute pikiert, gleichwohl machte er keinerlei Anstalten zu widersprechen. Tornow mochte einen niedrigeren Dienst-rang haben. Aber er kam vom SD.

»Gewiss, Obersturmbannführer, das ist schnell erklärt. Die Todesursache ist keine natürliche, wie zunächst angenommen. Wir haben im Blut des Toten Digitalis in immens hoher Konzentration feststellen können, eine Dosierung, die mit Sicherheit als letal anzusehen ist. Im Mageninhalt des Toten – Rindfleisch, Kartoffeln und Gemüse – fanden sich ebenfalls Spuren von Digitalis. Es ist davon auszugehen, dass dem Mann mehrere Milligramm des Giftes verabreicht wurden. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es ihm ins Essen gerührt worden.«

»Vielen Dank, Oberführer«, sagte Tornow. »Vielen Dank auch an Sie, Doktor Schmidt. Sie können wieder an Ihre Arbeit gehen. Untersturmführer, Sie können im Wagen warten.«

Keiner der Männer widersprach, auch nicht der SS-Oberführer, in dessen Krankenhaus sie sich befanden. Sie nickten devot und verließen den Obduktionssaal so leise und dezent, als seien sie aus Versehen in ein fremdes Schlafzimmer geplatzt. Fehlte nur, dass sie eine Entschuldigung murmelten.

Die Tür schlug zu, und dann waren sie allein, SS-Obersturmbannführer Sebastian Tornow und Kriminaloberkommissar Gereon Rath. Allein mit dem Leichnam eines amerikanischen Sportfunktionärs. Und zum ersten Mal, seit Rath den Raum betreten hatte, schaute Tornow ihn an. Und sprach ihn an.

»Na, was sagst du dazu, Gereon?«

Rath mochte es nicht, wenn Tornow ihn duzte. Als habe ihre Freundschaft immer noch Bestand. Dabei wusste er, dass der Mann ihn bis aufs Blut hasste. Nicht nur, weil er ihm die Schuld am Verlust seines rechten Arms gab.

»Was sage ich wozu, Obersturmbannführer?«

»Na, zu dieser Sauerei hier.« Tornow zeigte auf die Leiche. »Ein toter Amerikaner im Olympischen Dorf. Vergiftet.«

»Nun, ich würde sagen, Obersturmbannführer, Sie haben den falschen Beamten kommen lassen. Das LKA ist nicht zuständig. Das ist ein Fall für Ernst Gennat und die Mordinspektion.«

»Ist das dein Ernst? Das Mordauto im Olympischen Dorf? Da können wir ja gleich eine Pressekonferenz einberufen. Doktor Schmidt war glücklicherweise so geistesgegenwärtig und hat im Beisein von Zeugen noch im Speisesaal Herzversagen als Todesursache attestiert. Und das bleibt auch unsere offizielle Darstellung: Ein US-Funktionär, der einige Schwimmsportler seiner Mannschaft im Olympischen Dorf besucht und gemeinsam mit ihnen zu Mittag gegessen hat, ist tragischerweise einem Herzanfall erlegen. Unser Mister Morgan hier war bekanntermaßen herzkrank, also ist das keine allzu große Überraschung.«

»Dann ist ja alles in bester Ordnung, Obersturmbannführer.«

»Ist es eben nicht.« Tornows Augen funkelten wütend. Schien ordentlich unter Druck zu stehen, der Mann. »Wir müssen wissen, was passiert ist. Den Täter stellen. Damit er nicht noch weiteren Schaden anrichtet.«

»Wie meinen Sie das?«

»Das liegt doch auf der Hand. Da sind Feinde der nationalsozialistischen Regierung am Werk, die uns die Spiele neiden und sie mit allen Mitteln sabotieren. Wer weiß, was sie als nächstes planen?«

»Ein Mord, nur um die Olympischen Spiele zu sabotieren? Ist das nicht ein bisschen übertrieben?«

»Unseren Feinden ist jedes Mittel recht, unser Land zu diskreditieren, ganz gleich ob Kommunisten, Juden oder Plutokraten ...«

Rath fragte sich, ob Tornow immer schon so misstrauisch gewesen war oder ob das erst die Arbeit für den Sicherheitsdienst bewirkt hatte. Ob SD oder Gestapo: Geheimpolizisten sahen überall Verschwörer am Werk, das lag wohl in der Natur ihrer Tätigkeit.

»Und das«, fuhr Tornow fort, »müssen wir verhindern. Es gilt, die Hintergründe dieses Giftmordes aufzuklären und der Schuldigen habhaft zu werden, bevor sie noch einmal zuschlagen können. Und dabei dürfen wir keinerlei Aufsehen erregen. Niemand darf auch nur mutmaßen, im Olympischen Dorf könne ein Mord geschehen sein.«

Da hatte er wohl recht, dachte Rath. Ein Giftmord in der Küche des Olympischen Dorfes war nichts, was an die Öffentlichkeit dringen durfte. Dann hätte man die Spiele gleich abblasen können, und die Stimmen im Ausland, allen voran in den USA, die die Berliner Spiele am liebsten boykottiert hätten, die hätten am Ende doch noch gewonnen. Was Rath nicht bedauert hätte, er machte sich nicht viel aus dem Spektakel.

»Und was habe ich damit zu tun?«, fragte er.

»Du bist wirklich schwer von Begriff, was? Du wirst die Ermittlungen übernehmen und mir den Schuldigen bringen, bevor er noch mehr Unheil anrichtet.«

»Mit Verlaub, Obersturmbannführer, aber ich habe derzeit andere Aufgaben. Mein Dienstherr ist das preußische Landeskriminalamt, mein Chef heißt Arthur Nebe.«

»Das ist alles geregelt, mit Nebe habe ich bereits gesprochen.«

Tornow zog ein paar Papiere aus seiner Aktentasche, die neben einem kleinen Tisch voller Metallschalen und Instrumente an der Wand stand, und legte sie auf den weißen Bauch der Leiche.

»Was ist das?«

»Das hier ist die Verfügung über deine vorübergehende Versetzung zur Kriminalpolizeiwache Elstal, von Nebe bereits unterzeichnet.«

»Elstal hat eine Kriminalwache?«

»Vorübergehend. Die Kriminalwache im Olympischen Dorf. Ab sofort verstärkst du die Kollegen, die wir dort stationiert ha-

ben. Melde dich morgen um acht im Empfangsgebäude. Kurz hinter der Stadtgrenze, direkt an der Chaussee nach Hamburg.«

Rath konnte es nicht ausstehen, wenn die SS im Zusammenhang mit der Kriminalpolizei von *Kollegen* sprach. Das Schlimme war nur, dass es stimmte. Seit Heinrich Himmler Polizeichef war, entsprach das genau den Tatsachen. Nur wenige Tage nach seiner Amtseinführung hatte der SS-Chef die gesamte deutsche Polizei neu organisiert: Kriminalpolizei und Geheime Staatspolizei waren nun im Hauptamt Sicherheitspolizei zusammengefasst, das Reinhard Heydrich leitete, Himmlers Adlatus in Berlin. Auch Raths Vorgesetzter Arthur Nebe war SS-Mitglied, kein Wunder, dass der spurte, wenn der SD anfragte. Raths alter Chef Ernst Gennat hätte keinen seiner Kommissare einfach so an die SS ausgeliehen.

Rath räusperte sich. »Ich werde also in die Kriminalwache Elstal versetzt«, sagte er. »Und was soll ich dort tun?«

»Offiziell hilfst du den Kollegen, passt auf, dass keinem Sportler die Armbanduhr gestohlen wird oder was die Kripo dort sonst so tut. Deine eigentliche Aufgabe aber ist es herauszufinden, wer hinter diesem Giftmord steckt. Ohne dass jemand merkt, dass du in dieser Richtung ermittelst. Ein Todesfall in der amerikanischen Olympiadelegation ist schlimm genug, aber das lässt sich regeln. Doch darf nie auch nur der leiseste Verdacht aufkommen, dass es sich dabei um einen Mord handeln könnte.«

»Ich weiß nicht, wie Sie sich das vorstellen, Obersturmbannführer.«

»Wie du das anstellst, ist mir herzlich egal. Weitere Morde oder Sabotageakte müssen um jeden Preis verhindert, die Verantwortlichen für diese feige Tat so schnell wie möglich unschädlich gemacht werden. Es geht um Deutschlands Ruf in der Welt; ich hoffe, dir ist der Ernst der Lage bewusst.«

Was für ein Mistwetter. Es war gespenstisch, die Dorfaue verschwand im dichten Nebel, das Olympische Dorf wirkte wie eine Geisterstadt. Hätte Fritze nicht gewusst, wieviele Menschen hier lebten, er hätte denken können, Schröder und er seien die Einzigen auf dem Gelände.

Die Athleten waren noch nicht auf den Beinen, jedenfalls noch nicht vor der Tür. Kein Wunder: Sonntagmorgen, kurz nach halb sechs, so früh standen nicht einmal die Japaner auf. Aber zwei Jugendehrendienstler, denen man eine Strafarbeit aufgebremst hatte. Rönning, ihr Stubenältester, hatte sie noch vor dem Frühstück aufs Gelände gejagt. Fritze, weil er sich gestern ohne Abmeldung von der Truppe entfernt hatte, und Schröder, den Witzbold vom Dienst, der immer wieder mit Albernheiten auffiel, wegen einer dieser Albernheiten. Die beiden Jungen gingen die Wege ab und sammelten, ausgerüstet mit Blecheimern und Papierpickern, Unrat und Abfälle ein.

Sie hatten sich schon bis zur Unteren Dorfaue vorgearbeitet, da blieb Schröder plötzlich stehen und stellte seinen Blecheimer ab. »Pass mal auf«, sagte er, nahm Anlauf und schleuderte den hölzernen Papierpicker mit der metallenen Spitze wie einen Speer durch die Luft. Ein paar Meter weiter landete das Ding auf dem Rasen, der Kamerad riss die Arme hoch und jubelte.

»Neuer Weltrekord für Gerhard Stöck!«, rief er und drehte sich im Kreis. »Stöck, Stöck, Stöck! Wirf über siebzig Meter weg!«

Fritze musste lachen. Doch dann wurde ihm bewusst, welchen Blödsinn sie hier machten, statt ihre Pflicht zu erfüllen, und er hielt sich den Mund zu. Er lief auf den Rasen, zog den Picker aus dem Boden und brachte ihn Schröder zurück, der immer noch jubelnd auf dem asphaltierten Weg herumhüpfte.

»Los, lass uns weitermachen«, sagte er, »bevor noch jemand sieht, dass wir Blödsinn machen statt zu arbeiten.«

Schröder, der von der HJ Potsdam zum Jugendehrendienst gekommen war und dessen Vater angeblich in der dortigen Gauleitung arbeitete, hielt in seinem Gehüpfte inne und schaute Fritze an, eine Spur Verachtung im Blick.

»Was bitten du für'n Spießler?«

»Ich bin ein deutscher Junge, der seine Pflicht erfüllt«, sagte Fritze und kam sich vor wie sein eigener Großvater. Eigentlich hielt er sich für alles andere als spießig und verbissen, aber in diesem Fall hatte er tatsächlich Angst. Hauptmann Fürstner verstand keinen Spaß, wenn Jugendehrendienstler ihre Aufgabe nicht ernst nahmen. Einen von ihnen hatte es schon erwischt: Borchert, ein Großmaul aus der Uckermark. Ihn hatte Fürstner ohne viel Federlesens wieder nach Hause geschickt, nachdem man den Idioten dabei erwischt hatte, wie er Waschpulver in die Filteranlage des Schwimmbads schütten wollte.

Gut, das, was Schröder gemacht hatte, war dagegen vergleichsweise harmlos, aber auch Borchert hatte nur einen Streich spielen wollen, und womöglich reichte ein Speerwurf, der ein Loch in den gepflegten Dorfrasen bohrte, ebenfalls für einen Verweis und die Verbannung aus dem Dorf – zumal, wenn man, wie Schröder und er, sowieso schon einen Strafdienst aufgebracht bekommen hatte. Und wenn Fritze eines nicht wollte, dann war es, aus dem Jugendehrendienst geworfen zu werden und zurück zu den Rademanns zu gehen. Auch wenn die neue Wohnung in der Lothringer Straße, nahe der Reichsjugendführung, wo Herr Rademann jetzt arbeitete, größer und schöner war als die alte. Noch mehr Angst hatte Fritze davor, dass Wilhelm Rademann, der nicht nur sein Pflegevater war, sondern auch sein HJ-Führer, ihn vor lauter Enttäuschung zurück ins Heim schicken könnte. Und dass er nie mehr in ein Waisenhaus gehen würde, das stand für Friedrich Thormann fest, ein für allemal, eher würde er sterben, das hatte er sich geschworen.

Schröder wusste von alldem nichts. Sollte er auch nicht. Der Kamerad nahm seinen Papierpicker und warf Fritze einen misstrauischen Blick zu. Fragte sich wohl, was er von so einem Kameraden halten solle, von so einem Langweiler, der zum Lachen in den Keller ging. Der einen vielleicht sogar verpiff. Das würde Fritze natürlich niemals tun, aber das wusste Schröder nicht, sie kannten sich ja kaum. Wortlos setzten die beiden Jungen ihre Arbeit fort und füllten die Blecheimer mit Unrat. Nach einer Weile brach Schröder das Schweigen. Versuchte, gut Wetter zu machen.

»Das hätten unsere Ollen sich auch nicht träumen lassen, was?«, sagte er.

»Was?«, fragte Fritze, schärfer als beabsichtigt.

Jedesmal, wenn das Thema Eltern in ihrer Runde auftauchte, machte ihn das nervös. Was wussten die Kameraden? Ahnten sie, dass Wilhelm Rademann nicht sein richtiger Vater war? Wussten es vielleicht sogar?

»Na, dass wir hier unser Dasein als Straßenkehrer fristen müssen. Wenn mein Oller mich so sehen würde! Kolossal!«

In Schröders Gesicht machte sich ein Grinsen breit, die Vorstellung schien ihn zu amüsieren. Soweit Fritze wusste, war dessen Vater Rechtsanwalt. Schröder spießte ein Stück Butterbrotpapier auf, das am Wegesrand lag, und hielt es Fritze unter die Nase.

»Kiek mal, ick kann ooch spießig sein!«

Der Kamerad brach in schallendes Gelächter aus und ließ das Papier in seinen Eimer plumpsen.

»Du müsstest mal dein Gesicht sehen«, sagte er. »Wie du jekiekt hast, bis der Groschen endlich gefallen ist.«

Fritze grinste um des lieben Friedens willen mit. Der Kamerad schien ein Clown zu sein. Und keine zehn Sekunden den Mund halten zu können.

Während sie den Birkenring, den zentralen Platz des Dorfes, nach Abfällen absuchten, begann Schröder das nächste Gespräch.

»Sag mal, du warst dabei, erzählt man sich?«

»Was erzählt man sich?«

»Na, der dicke Ami. Du hast gesehen, wie er krepirt ist, oder?«

Fritze stockte. Schröder stierte ihn neugierig an. Wollte offensichtlich eine spannende Geschichte hören. Nur dass Fritze die nicht erzählen konnte. Dass er eigentlich überhaupt nichts erzählen konnte, wenn er an die Worte von Doktor Schmidt dachte.

Aber dass etwas passiert war, wusste Schröder natürlich, das wussten alle Kameraden vom Jugendehrendienst, das wusste jeder im Dorf. Doch niemand wusste etwas Genaues.

»Ich weiß auch nicht mehr als du.«

»Du warst doch bei den Amis. Als es passiert ist. Hat Rönningberg erzählt. Der kennt einen von den Kellnern.«

Prima, dachte Fritze, du wirst zu Stillschweigen verpflichtet, und die Stewards des Norddeutschen Lloyd tratschen wie die

Waschweiber. Die hätte Doktor Schmidt sich mal zur Brust nehmen sollen.

»Welcher Kellner?«

»Spielt doch keine Rolle. Aber er hat dich gesehen.«

»Kann sein.« Fritze zuckte mit den Achseln. »Ich war im Speisehaus, ja. Hab eine Besorgung gemacht für Dave Albritton.«

»Ist das nicht ein Neger?«

»Isser. Und der Kumpel von Jesse Owens.« Fritze überlegte einen Augenblick, ob er Schröder von seinem Autogramm erzählen sollte, ließ es dann aber bleiben. »Jedenfalls war alles ruhig, als ich da war. Muss später passiert sein.«

Schröder schaute ihn an, als glaube er ihm nicht. Vielleicht war es auch nur die Enttäuschung. All seine Kameraden, da war Fritze sicher, hätten sonstwas darum gegeben, so eine Geschichte erzählen zu können. Dass jemand etwas erlebt hatte und es *nicht* erzählte, war für einen wie Schröder kaum vorstellbar.

»Schade«, sagte er. »Hatte gehofft, du hättest mir erzählen können, wie er krepirt ist. Würde so was gerne mal sehen.«

»Du würdest gerne einen sterben sehen?«

»Sicher.« Schröder grinste. »Hart wie Kruppstahl, oder? Das ist die deutsche Jugend!«

»Hast du denn schon mal jemanden sterben sehen?«

»Eben nicht. Als wir geboren wurden, war der Krieg ja schon vorbei.«

Schröder klang, als würde er das bedauern.

»In Spanien kämpfen sie«, sagte Fritze, »da ist jetzt wieder Krieg.«

»Ja, hab gehört, sind bald auch Deutsche dabei. Der Führer will Wehrmachtssoldaten hinschicken, damit die den kommunistischen Greueln Einhalt gebieten. Und die Deutschen im Land vor den Roten schützen.«

»Wenn du unbedingt Leute sterben sehen willst, dann geh doch dahin.«

»Na klar! Weil die auch Siebzehnjährige nehmen!«

»Dann warte eben, bis du achtzehn bist.«

»Da ist der Bürgerkrieg doch längst zuende, so lange halten die Roten nicht durch.« Schröder seufzte. »Ne, ich glaube, wir haben einfach Pech gehabt. Für unsere Generation wird es so bald keinen Krieg mehr geben.«

»Mach dir mal keine Sorgen, früher oder später wirst du deine Totenkämpfe sehen. Wenn du so wild drauf bist.«

»Wie du redest! Hast du denn schon jemanden sterben sehen?«

Fritze sagte nichts mehr. Er konnte mit solchen Jungen nicht reden, sie lebten in einer anderen Welt. Ja, er hatte schon einige Sterbende gesehen in seinem Leben und gewiss Schlimmeres erlebt als den Herzanfall eines dicken amerikanischen Sportfunktionärs. Aber reden konnte er darüber nicht.

4

Sie stand in der Wohnungstür, hielt ihren kleinen Koffer in der Hand und sah sehr entschlossen aus.

»Vielleicht tut es uns ja mal ganz gut«, sagte sie.

»Ich weiß nicht, was daran gut sein soll. Wir sind verheiratet. Wir sollten zusammenleben.«

Sie zuckte die Achseln. »Menschen, die zusammenleben, setzen sich auch zusammen, ehe sie Übernachtungsgäste aufnehmen, und besprechen das gemeinsam.«

»Ich habe dir doch erklärt, warum das nicht möglich war! Das hatte ... berufliche Gründe. Ich konnte mich da nicht drücken.«

»Und ich habe dir erklärt, warum ich genau deswegen ausziehen muss. Vorübergehend.«

In der Tat. Das hatte sie. Dennoch hatte er nicht damit gerechnet, dass sie es tatsächlich tun würde. Obwohl er es besser hätte wissen sollen. Vor ihm stand Charlotte Rath, geborene Ritter, die sturste Frau des Universums.

»Mach's gut, Gereon.« Sie gab ihm einen Kuss auf die Wange. »Du weißt ja, wie du mich erreichen kannst.«

Ja, das wusste er. Telefonisch. Bei Greta Overbeck. Falls die den Hörer überhaupt weiterreichte, wenn sie seine Stimme hörte.

Er wartete, bis Charly mit ihrem Koffer im Aufzug verschwunden war, dann ging er zurück in die Wohnung. Das Telegramm lag immer noch auf der Kommode im Flur.

Der Telegrammbote war mitten in ihr Sonntagsfrühstück ge-

platzt. Über dem ohnehin schon eine Gewitterwolke geschwebt hatte, weil er gestern nach dem Treffen mit Gräf und Tornow viel zu spät nach Hause gekommen war. Und nicht einmal erzählen durfte, warum. Die dünne Lügengeschichte, die er sich auf dem Heimweg zurechtgelegt hatte, wurde nicht gebraucht: Als er gegen elf endlich wieder zuhause war, hatte er die Wohnung dunkel und leer vorgefunden. Erst gegen zwei Uhr war Charly zurückgekehrt, hatte ihm aber noch nicht gesagt, wo und mit welchen Leuten sie den Abend verbracht hatte. Er hatte auch nicht danach gefragt. War eher erleichtert darüber, dass auch sie nicht wissen wollte, warum sein Treffen mit Gräf so lange gedauert hatte.

Und dann hatte der Telegrammbote geklingelt.

Rath nahm das dünne Papier von der Kommode und las sie noch einmal, die wenigen Worte, die Charly aus dem Haus getrieben hatten.

expect to arrive in berlin on tuesday 2 pm = looking forward to meeting you = frank miller

Frank Miller. Sein Olympiagast. Auf einer Dienstbesprechung vor ein, zwei Monaten hatte Nebe, sein Chef, das Thema aufgebracht und keinen Zweifel daran gelassen, was er von den Beamten des preußischen Landeskriminalamtes erwarte: Dass diese sich selbstverständlich und mit Freuden bereiterklären, einen ausländischen Gast für die Zeit der Olympischen Spiele zu beherbergen. Niemand hatte gekniffen, Rath hatte gar nicht anders gekonnt, als sich mit den anderen zu melden und ein Bett zur Verfügung zu stellen. Fritzes Zimmer stand ja leer, da konnte man gut für eine Weile jemanden unterbringen.

Dummerweise hatte er Charly nichts davon erzählt, und dann war der Bescheid vom Verkehrs- und Quartiersamt gekommen. Charly hatte den Brief geöffnet, und Rath hatte versucht, ihr die Sache zu erklären. Vergeblich.

»Du hältst es nicht einmal für nötig, mich zu fragen, bevor du so etwas zusagst?«

»Ich hatte doch keine Wahl. Außerdem bekommen wir ein kleines Entgelt für unsere Gastfreundschaft.«

»Man hat immer eine Wahl. Selbst im März hatte man das, ob-

wohl der Wahlzettel nur eine Partei und einen Kandidaten aufgelistet hat. Ich habe mein Kreuz jedenfalls nicht bei Adolf Hitler gemacht.«

»Ich doch auch nicht. Was sind denn das für Vergleiche?«

»Aber du lässt dich für die Propaganda der Nazis einspannen.«

»Was heißt Propaganda. Das sind die Olympischen Spiele, das ist doch keine Erfindung der Nazis. Die hat die Republik für Deutschland nach Berlin geholt. Ich kann mich noch erinnern, dass du stolz darauf warst. Dass du dich darauf gefreut hast.«

»Ja, aber inzwischen ist einiges passiert in Deutschland, wenn ich dich daran erinnern darf. Und jetzt fallen die Spiele den Nazis in den Schoß.«

So war es noch eine Weile hin- und hergegangen, und in der Folge hatte Charly klein beigegeben und sich nicht mehr quergestellt. Hatte allerdings auch Konsequenzen angekündigt.

»Du kannst hier so viele Olympiagäste beherbergen, wie du willst. Aber ohne mich. Solange die hier sind, bin ich weg.«

Das hatte sie gesagt, und Rath hatte es nicht ernst genommen. Bis sie heute morgen ernst gemacht hatte. Von jetzt auf gleich. Sie hatte nicht einmal böse gewirkt, als sie mit ihrem Koffer aus dem Schlafzimmer gekommen war. Musste sie ja auch gar nicht. Wusste sie doch, wie weh es ihm tat, sie in Richtung Moabit ziehen zu lassen. Wie schwer es ihm fiel, allein zu sein.

Er setzte sich an den verwaisten Frühstückstisch, zündete sich eine *Overstolz* an und starrte auf die Brötchenkrümel und den roten Marmeladenklecks auf Charlys Teller. Saß da minutenlang, ohne sich zu regen, ohne auch nur an der Zigarette zu ziehen, deren Asche immer länger wurde, bis sie abbrach und aufs Parkett fiel.

Und dann holte er aus und wischte mit einer Bewegung seines Unterarms sämtliches Geschirr vom Tisch, das in seiner Reichweite stand. Es schepperte laut, ein Teller ging zu Bruch, der Inhalt einer halbvollen Kaffeetasse spritzte gegen die Tapete und hinterließ eine unschöne Spur.

Rath sprang so abrupt auf, dass der Stuhl umkippte, er trat gegen das Tischbein und gegen den Büffetschrank, in dem Teller und Gläser klirrten, trommelte mit seinen Fäusten gegen die Wand, bis die Knöchel schmerzten, und schrie seine ohnmächtige Wut in den leeren Raum.

Charly schaute aus dem S-Bahn-Fenster, sah die Baumwipfel des Tiergartens an sich vorüberziehen und wunderte sich, dass sie überhaupt nicht wütend war. Obwohl sie allen Grund dazu hatte. Wie er gestern nachmittag aus dem Haus gestürmt war nach dem Anruf. »Mal eben auf ein Bier mit Reinhold.« Als ließe sich das nicht verschieben, als sei es ein Befehl, wenn Reinhold Gräf anruft und sich mit Gereon Rath im Nassen Dreieck treffen will.

Sie konnte Gereon nicht wirklich böse sein, eher tat er ihr leid. Reinhold Gräf war der einzige Freund, den er in Berlin noch hatte, der einzige, mit dem er sich überhaupt noch traf. Oder besser: wieder traf. Einige Jahre war ihre Freundschaft eingeschlafen, aber dann, vor wenigen Monaten, doch wieder aus ihrem Dornröschenschlaf erwacht. Insgeheim hatte sie sich gefreut für Gereon. Reinhold mochte sich mit den Nazis arrangiert haben und in der Prinz-Albrecht-Straße arbeiten, aber er war im Grunde kein schlechter Kerl. Als Kollegen bei der Mordinspektion hatte sie ihn schätzen gelernt.

Und konnte immer noch nicht verstehen, dass er sich den neuen Machthabern so andiente. Insgeheim hoffte sie, Reinhold werde irgendwann einsehen, dass man in einem Unrechtsstaat als Polizist nicht für Recht und Ordnung sorgen kann. Höchstens für Ordnung. Gereon hatte das inzwischen verstanden, das wusste sie, auch wenn sie selten darüber sprachen. Er war nur nicht bereit, daraus die nötigen Konsequenzen zu ziehen.

Die Bahn überquerte die Charlottenburger Chaussee, und Charly schloss die Augen. Auch Berlins Ost-West-Magistrale hatten sie in diesen Tagen herausgeputzt, und sie wollte es nicht sehen, dieses Nebeneinander der olympischen Ringe und der Hakenkreuze, das sich in der ganzen Stadt breitgemacht hatte. Dass die Hakenkreuzfahne nun ihre Nationalfahne sein sollte, daran konnte Charly sich noch immer nicht gewöhnen. Und sie wollte es auch nicht. Unerträglich, wie das Hakenkreuz einträchtig neben den Nationalfahnen der übrigen neunundvierzig Olympiateilnehmer hing. Auf dem Reichssportfeld, im Fahnenwald vor

dem Schloss, am Knie, am Adolf-Hitler-Platz, überall. Und immer in Verbindung mit der unschuldig weißen Olympiafahne.

Am Bahnhof Bellevue stieg sie aus und überquerte die Spree. Sie wusste nicht, ob Greta zuhause war, doch Charly hatte einen Schlüssel. Immer noch. Obwohl sie vor vier Jahren aus der Wohnung ausgezogen war. Gleichwohl war die Spenerstraße ihre Zuflucht geblieben, in all den Jahren, da sie mit Gereon verheiratet war und in Charlottenburg lebte. Eine Art Notausgang für alle Fälle. Greta hatte Charlys Zimmer nicht neu vermietet, sie konnte auf das Geld verzichten, und Charly hatte die Übernachtungsmöglichkeit schon einige Male genutzt. Dass sie gleich für mehrere Wochen wieder einzog, das war allerdings noch nicht vorgekommen.

Ihre Ehe war nicht so, wie eine Ehe hätte sein sollen. Wobei sie auch nicht genau wusste, wie eine ideale Ehe überhaupt aussah. Eines jedoch wusste sie genau: dass es keiner Ehe guttat, wenn Mann und Frau so viele Geheimnisse voreinander hatten wie sie und Gereon Rath.

Sie wusste nicht, was er vor ihr verbarg, nur, dass er, seit er beim LKA arbeitete, längst nicht mehr so viel von der Arbeit erzählte wie früher – und wenn, dann nur Belanglosigkeiten. Die Zeiten, da sie am Frühstückstisch seinen aktuellen Fall durchgingen und über die Kollegen sprachen, waren lange vorbei. Um so genauer wusste sie, was sie vor ihm verbarg. Verbergen musste.

Es war nicht so, dass sie sich gegenseitig misstrauten, so sehr hatten die Nazis ihre Ehe nicht vergiften können, aber sie vertrauten sich eben auch nicht mehr alles an, was sie bewegte und belastete. Und Gereon trug eine schwere Last auf seinen Schultern, das konnte sie sehen, so sehr er es auch zu verbergen suchte, eine, die er nicht mit ihr teilen wollte. Oder konnte. Es nagte in ihm, es arbeitete in ihm, und sie hatte die leise Hoffnung, dass er irgendwann so weit war, die Konsequenzen zu ziehen. Den Polizeidienst zu quittieren. Sich von diesem Staat, der nicht mehr der ihre war, loszusagen. Aber was dann? Darauf wusste sie auch keine Antwort.

In der Spenerstraße parkte eine Limousine vor dem Haus, ein dunkelgrüner Opel, an dessen Außenspiegeln kleine Olympiawimpel befestigt waren. Charly schüttelte den Kopf. Man konnte

ihnen einfach nicht entgehen, überall sah man sie, die fünf Ringe, blau, schwarz, rot, gelb, grün, nicht nur an Flaggenmasten und Fassaden, auch in Schaufenstern, an Autos und Kinderwagen, an jedem verdammten Fahrrad flatterten sie. Obwohl es bis zur Eröffnung der Spiele noch eine Woche hin war, bejubelten die Zeitungen schon jetzt jede Mannschaft, jeden Staatsmann, jede Berühmtheit, die wegen der Olympiade in der Stadt eintraf. Berlin war auf eine ekelerregende Weise von sich selbst besoffen. So kannte sie ihre Stadt gar nicht.

Sie hätten Urlaub nehmen sollen, sie und Gereon, zwei Wochen an die Ostsee fahren, um sich diesem Rummel zu entziehen; stattdessen musste er den Olympiawahn auch noch in ihr gemeinsames Zuhause holen.

Ihr Zuhause.

War es das überhaupt? Hatte sie sich in der Carmerstraße jemals wirklich zuhause gefühlt? Oder nicht doch eher in der Spenerstraße?

An der Wohnungstür stand immer noch *Overbeck/Ritter*. Charly klingelte. Schaute auf die Uhr und wartete. Schon elf durch, aber das musste bei Greta nichts heißen, vor allem nicht an einem Sonntagmorgen. Charly kramte in der Handtasche schon nach ihrem Schlüssel, da war in der Wohnung doch etwas zu hören, das Schloss knarzte, und im Türspalt erschien das überraschte Gesicht von Greta Overbeck. Sie war noch unfrisiert und trug ihren Morgenmantel, schien aber bereits wach zu sein, machte weder einen verkateren noch einen verschlafenen Eindruck. Eher einen überraschten.

»Du?«, sagte sie und schaute auf den kleinen Koffer in Charlys Hand. »Jetzt schon?«

»Stör ich?«

»Quatsch. Du störst nie. Komm rein.« Greta öffnete die Tür zur Gänze. »Hab nur noch nicht mit dir gerechnet.«

Sie nahm Charly den Koffer ab und stellte ihn vor Charlys Zimmertür gleich wieder ab.

»Lass uns erst mal einen Kaffee trinken«, sagte sie und ging voran in die Küche.

Charly setzte sich. Auf den Platz, auf dem sie immer saß. Auf dem Tisch standen bereits zwei Kaffeetassen. Beide benutzt.

»Also«, begann Greta, während sie Kaffeewasser aufsetzte, »dann erzähl mal. Was für einen Bock hat dein lieber Gereon wieder geschossen?«

Charly ignorierte die Frage ebenso wie die Unterstellung und zeigte auf die Kaffeetassen. »Hat das jemand gestern Abend wörtlich genommen, als du ihn noch auf einen Kaffee mit nach oben gebeten hast?«, fragte sie und grinste.

»Kann man eigentlich nicht sagen. Der Kaffee ist von heute morgen.« Greta deutete mit den Augen zum Badezimmer. »Klaus ist noch da«, sagte sie. »Rasiert sich gerade.«

»Klaus?«

»Kennst du noch nicht. Da hast du schon im Taxi gesessen.«

Charly grinste. »Aus dir wird auch nie ein ehrbares, sesshaftes Mädchen.«

»Naja, sesshaft bin ich schon. Wohne immerhin bereits zehn Jahre in dieser netten kleinen Wohnung.«

»Dann wird es dir hoffentlich nichts ausmachen, drei weitere Wochen wieder mit mir zusammen zu wohnen.«

»Das weißt du doch, ist doch alles abgemacht. Habe aber eigentlich erst Ende der Woche mit dir gerechnet.«

Greta stand am Herd und schaute sich um, als erwarte sie eine Antwort, doch Charly zuckte nur die Achseln. Sie wusste doch selbst nicht, warum sie es nicht mehr ausgehalten hatte, unbedingt hatte gehen müssen. Das Telegramm hatte ihr nur den passenden Vorwand geliefert. Um ohne Streit gehen zu können.

»Du weißt, du kannst jederzeit kommen«, fuhr Greta fort, als Charlys Antwort ausblieb. »Und wenn der Scheißkerl dich schlecht behandelt, kannst du auch für immer bleiben.«

Mit *Scheißkerl* war Gereon gemeint. Auch wenn sie solche Ausdrücke inzwischen eher ironisch meinte: Ihren Frieden hatte Greta mit Gereon Rath immer noch nicht gemacht. Dazu wusste sie wohl einfach zu viel über ihn.

Charly lachte die Sorge und die Neugier und alles, was in Gretas Worten lag, einfach weg. »Mensch, das hört sich ja an, als hättest du Sehnsucht nach mir.«

»Hab ich auch, Charlyschatz.«

»Manchmal denke ich, du brauchst dringend einen Mann.«

»Wieso, im Badezimmer ist doch gerade einer.«

Charly zündete sich eine *Juno* an und schaute Greta dabei zu, wie sie frischen Kaffee aufbrühte. Alle paar Wochen ein anderer Mann. Solche Zeiten hatte sie auch mal durchlebt. Zusammen mit Greta. Es waren spannende Zeiten gewesen, aber sie wusste nicht, ob sie so etwas noch einmal haben wollte.

Das Geräusch fließenden Wassers erinnerte sie daran, dass sie mit Greta nicht allein in der Wohnung war. Im Badezimmer war der Wasserhahn aufgedreht worden. Als habe Gretas Übernachtgast eine Gesprächspause abgewartet, ehe er seinen Rasierpinsel auswusch oder was immer er gerade tat. Hatte er gelauscht?

Jedenfalls wirkte der Mann, der zwei Minuten später die Badezimmertür öffnete, nicht überrascht, eine weitere Frau in der Küche vorzufinden. Er blieb im Türrahmen stehen, wischte sich mit einem Handtuch das frisch rasierte Kinn trocken und taxierte Charly unverhohlen. Sie wusste nicht, ob ihr das gefiel oder ob es das genaue Gegenteil war. Eines war es in jedem Fall: unverschämt.

Greta brach das Schweigen. »Charly«, sagte sie, »das ist Klaus von Rekowski. Klaus, das ist Charlotte Rath.«

Der Mann warf sich das Handtuch über die Schulter und deutete eine Verbeugung an. Sein dunkles Haar war noch feucht und streng gescheitelt, über der muskulösen Brust spannte sich ein Unterhemd. Wenigstens trug er bereits Hosen, doch hingen die Hosenträger noch schlaff an den Seiten herab. Auch das wirkte auf eine gewisse Weise lässig, und der Mann sah aus, als wisse er das.

»Angenehm«, sagte er.

Charly sagte nichts. Es war ihr nicht angenehm. Obwohl – oder gerade weil – der Mann so gut aussah. Sie zog an ihrer Zigarette und nickte nur.

Von Rekowski zog sich die Hosenträger übers Unterhemd, ging zu Greta hinüber und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

»Ich muss dann auch mal los«, sagte er. »Ist spät geworden.«

»Denk an deine Siebensachen. Ich mag Männer nicht, die sich bei mir einzunisten versuchen.«

»Keine Sorge, das wird nicht passieren. Außerdem werde ich bestimmt nicht im Unterhemd aus dem Haus gehen.«

Er grinste, als er das sagte, vielleicht sollte es ein Witz sein, doch

Charly fand ihn nicht lustig. Erst recht nicht, als sie ein paar Minuten später sah, was der Mann sich übergezogen hatte.

Eine schwarze Uniform. Mit roter Armbinde.

»Die Damen«, sagte er und tippte mit dem Finger an den Schirm seiner Uniformmütze, »wünsche noch einen schönen Sonntag.«

Immerhin verkniff er sich den Deutschen Gruß, doch auch das konnte die Fassungslosigkeit nicht mindern, die Charly ergriffen hatte und der sie nur mit Hilfe ihrer Zigarette verwehren konnte, sich auch auf ihrem Gesicht zu zeigen.

Eine unangenehme Stille breitete sich aus, nachdem Gretas Liebhaber die Wohnungstür zugeschlagen hatte. Die Freundinnen saßen am Küchentisch vor ihren Kaffeetassen und rauchten. Hörten, wie im Erdgeschoss die Haustür ins Schloss fiel. Unten vor dem Fenster ein Auto angelassen wurde und davonfuhr. Nun wusste Charly, wem der grüne Opel gehörte. Einem olympiabegeisterten SS-Mann. Der jüngsten Errungenschaft ihrer besten, ihrer einzigen Freundin. Einem verdammten Nazi.

Sie drückte ihre Zigarette in den Aschenbecher und sprach aus, was sie dachte. Was im Raum stand, ohne dass es jemand hätte aussprechen müssen.

»Was machst denn du für Sachen?«, fragte sie, lauter und empörter als beabsichtigt. »Gehst neuerdings mit Nazis ins Bett?«

Greta zog an ihrer Zigarette. »Ich gehe mit jedem ins Bett, der mir gefällt.«

»Auch mit einem Nazi? Ich verstehe dich nicht. Ich dachte, wir denken ähnlich über die. Über das, was die mit Deutschland machen. Aus Deutschland gemacht haben.«

Greta drückte ihre Zigarette aus. Endlich schaute sie Charly an. »Das tun wir doch auch!«

»Und?«

Greta zuckte die Achseln. »Nazi ist doch nicht gleich Nazi«, sagte sie. »Klaus ist ein ganz anständiger Kerl.«

»Natürlich. Und Adolf Hitler ist lieb zu Hunden.«

»So meine ich das doch nicht. In seinem Amt muss man halt in der Partei sein. In den heutigen Zeiten.«

»In welchem Amt?«

»Klaus kann uns vielleicht noch helfen. Er ist ein hohes Tier im Passamt Charlottenburg.«

»Was soll denn das heißen?«

»Na, wir benötigen doch Pässe, oder? Für deine Klienten. Oder Stempel. Oder was auch immer.«

»Klar können wir Pässe gebrauchen. Aber keinen Nazi, der in alles eingeweiht ist.«

»Natürlich nicht. Für wie blöd hältst du mich? Natürlich ist Klaus nicht eingeweiht. Wird er auch nicht.«

»Und wie soll er uns dann helfen?«

»Das lass mal meine Sorge sein. Ich weiß schon, wie man mit solchen Männern umgeht. Er wird mir helfen, ohne zu wissen, dass er mir hilft.«

Charly hatte nie einen Gedanken daran verschwendet, dass es vielleicht ein Fehler sein könne, Greta in die geheimen Geschäfte einzuweißen, die sie mit Wilhelm Böhm betrieb. Sie hatte es getan, weil Greta einen schwedischen Pass besaß und weil eine schwedische Staatsbürgerin in vielen Dingen, die mit Grenzübertreten zu tun hatten, hilfreich sein konnte. Sie hatte es nicht getan, damit die Freundin mit Nazis ins Bett ging, die sie für ihre Zwecke zu nutzen gedachte.

»Vielleicht hast du recht«, sagte sie. »Aber du solltest aufpassen, dass es nicht umgekehrt ist und *du* deinem SS-Mann hilfst. Ohne zu wissen, dass du ihm hilfst.«

6

Das Olympische Dorf lag ganz schön jutowede, dennoch war Rath eine Viertelstunde zu früh, als er seinen Buick von der Reichsstraße auf den Platz vor dem Empfangsgebäude lenkte, auf dem neben drei wehrmachtsgrau lackierten Bussen auch ein paar zivile Pkw standen. Ein Jägerzaun grenzte den Asphalt von den frisch gemähten Rasenflächen ab. Rath parkte direkt neben einem dunkelroten Ford. Höchstens zwei Jahre alt, also aus Kölner Produktion. Er verspürte einen gewissen lokalpatriotischen Stolz. Und Neid. Sein zweisitziger Buick, den er schon gebraucht gekauft hatte, hatte inzwischen mehr als zehn Jahre auf dem Buckel, und

das merkte man dem Wagen auch an: Die Ventile klapperten, der Auspuff schepperte, doch für eine gründliche Überholung fehlte das Geld. Der sandfarbene Lack war stumpf und schmutzig, weil Rath dem Wagen schon länger keine Wäsche, geschweige denn eine Politur gegönnt hatte. Neben dem in der Morgensonne glitzernden Ford wirkte sein Buick wie ein hässliches Entlein.

Rath stieg aus und ging zum Empfangsgebäude hinüber, das überraschend modern und bescheiden war. Nicht so protzig wie die Bauten, die man sonst in Deutschland mittlerweile zu bauen pflegte. Wie Görings Luftfahrtministerium beispielsweise, neben dem sich selbst das königlich preußische Polizeipräsidium, einst eines der größten Gebäude der Stadt, wie ein Buswartehäuschen ausnahm.

Das Olympische Dorf empfing seine Besucher mit einem freundlichen einstöckigen Gebäude in Form eines Kleiderbügels, das sich dem Besucher mit offenen Armen entgegenstreckte. Eine Reihe Schaufenster in der hellen Fassade verstärkte den Eindruck der Offenheit, ein Fotogeschäft, ein Friseur, sogar ein Postamt. Die Uhr am Glockentürmchen, das wie ein Dachreiter auf dem Torgebäude saß, zeigte zwölf Minuten vor acht. Direkt über dem Torbogen hielt ein steinerner Reichsadler ein Hakenkreuz in seinen Klauen; direkt darunter stand ein Wehrmachtssoldat mit geschultertem Karabiner. Rath nahm unwillkürlich Haltung an, doch der Soldat benahm sich eher wie ein Zivilist, lächelte sogar, als er Raths Anliegen hörte.

»Melden Sie sich in der Halle der Nationen«, sagte er und zeigte nach rechts. »Schalter eins.«

Rath gehorchte und gelangte in eine langgestreckte, geschwungene Halle, lichtdurchflutet und modern, beide Längsseiten flankiert von holzgetäfelten offenen Schaltern und den Fahnen der Olympianationen. Über Schalter 1 hing die Hakenkreuzfahne. Und dahinter stand ein Wehrmachtsoffizier, der lächelte, als mache er Werbung für Chlorodont, und sogar »Guten Morgen« sagte statt »Heil Hitler«. Selbst als er Raths Papiere begutachtete, den Dienstausweis und den von Nebe unterschriebenen Überstellungsbefehl, legte der Mann sein Zahnpastalächeln nicht ab.

»Ach, Sie sind das. Oberkommissar Franke hat schon erzählt, dass ein Neuer kommt.«

»Franke?«

»Der Leiter der Kriminalwache«, sagte der Offizier. »Glück für Sie, dass ich Ihren Passierschein schon hier habe, da können Sie gleich weiter.«

Der Uniformierte schob ein Ausweispapier über den Tresen, das seinem Träger Zugang zu sämtlichen olympischen Stätten und dem Olympischen Dorf gewährte.

»Reicht der hier nicht?«, fragte Rath und wies auf seinen Dienstausweis.

»Überall im Reich, aber nicht da, wo wir das Sagen haben«, meinte der Offizier und machte wieder Zahnpastawerbung. »Das Olympische Dorf ist Wehrmachtsgelände.«

Er winkte einen Jungen heran, der aussah wie ein Hitlerjunge, dem man sämtliche Farbe aus der Uniform gewaschen hatte.

»Oberleutnant?«

»Führe den Herrn Oberkommissar zur Kriminalwache«, sagte der Oberleutnant.

»Zu Befehl!«

Der Junge salutierte ein zweites Mal und machte Anstalten, Raths Aktentasche an sich zu nehmen, doch Rath entzog sie dem hilfsbereiten Griff.

»Wenn Sie mir bitte folgen wollen, Oberkommissar«, sagte der Knabe und stiefelte los. Wirkte wie eine Mischung aus Pfadfinder und Liftboy in seiner Uniform. Er führte Rath ans Ende der Halle, wo sie eine zweite Wache passierten, die sich erst zufriedengab, als sie den Passierschein gesehen hatte. Und schließlich machten sie vor einer Tür halt, auf der in unauffälligen Buchstaben *Kriminalpolizeiwache* geschrieben stand.

»Hier ist es, Oberkommissar.«

»Danke.«

Rath überlegte noch, ob man den Jungen hier Trinkgeld gab wie einem gewöhnlichen Hotelboy, da riss der auch schon den rechten Arm hoch, schlug die Hacken zusammen und verabschiedete sich mit einem strammen »Heil Hitler«.

Nach dem freundlich zivilen Empfang hatte Rath tatsächlich für einen Moment geglaubt, hier im Olympischen Dorf spiele der Nazi-Firlefnaz keine Rolle. Spielte er natürlich doch.

Auch der Mann hinter dem Schreibtisch, auf dessen zackiges

»Herein« Rath nach höflichem Anklopfen den Raum betreten hatte, empfing ihn mit dem für Beamte vorgeschriebenen Deutschen Gruß. So barsch hatte Rath die Nazi-Grußformel, die sich ohnehin nicht gerade durch Liebenswürdigkeit auszeichnete, noch nie vernommen; Oberkommissar Franke schien eine Laus über die Leber gelaufen zu sein. Oder er war noch bärbeißiger als Oberkommissar Böhm seinerzeit in der Burg.

Rath legte seine Papiere auf den Schreibtisch.

»Kriminaloberkommissar Rath meldet sich zum Dienst.«

Oberkommissar Franke, der einen unauffälligen grauen Dreiteiler von der Stange trug, prüfte die Überstellungspapiere und den Dienstausweis mit missgelauntem Blick, dann schob er sie wortlos über den Tisch. Rath schaute sein Gegenüber erwartungsvoll an, doch da kam nichts mehr, der Mann wandte sich wieder den Akten auf seinem Schreibtisch zu.

Rath zuckte die Achseln, hängte seinen Sommermantel und den hellbraunen Hut an die Garderobe und setzte sich an einen der freien Schreibtische.

»Nicht den«, sagte Franke, ohne von seiner Aktenlektüre aufzuschauen. »Da sitzt Kollege Krause.«

Rath erhob sich und machte Anstalten, am benachbarten Schreibtisch Platz zu nehmen.

»... und da Kriminalsekretär Lohmann ...«

Blieb nur noch der Schreibtisch in der Ecke übrig.

»Dann ist das wohl meiner«, sagte Rath und ging hinüber.

»Das ist der Schreibtisch von Kriminalsekretär Löhr«, brummte Franke.

Rath stutzte. Hatte der SD in Rekordzeit alles Nötige eingefädelt, um ihn ins Olympische Dorf zu schleusen, dann aber vergessen, ihm einen Schreibtisch ins Büro zu stellen?

Bevor er etwas sagen konnte, fuhr Franke fort. »Da der Kollege Löhr jedoch Ihretwegen nach Cottbus zurückbeordert wurde, wird sein Schreibtisch wohl der Arbeitsplatz sein, den man Ihnen zugedacht hat.«

Jetzt ahnte Rath, woher die schlechte Laune rührte. Er war keine Verstärkung für die Kriminalwache Elstal, seinetwegen hatte man jemanden hinausgeworfen. Er setzte sich und stellte seine Aktentasche ab. Löhrs Schreibtisch wirkte so aufgeräumt, wie man es

von einem Schreibtisch der preußischen Kriminalpolizei erwarten durfte: Telefon und Schreibtischlampe rechts, Schreibmaschine links, dazwischen eine mit Tinte beschmierte lederne Schreibunterlage, dahinter Stempelhalter, gläserner Aschenbecher, Tintenfass und Tintenlöscher. Im Eingangskorb ganz links lagen einige Papiere, obenauf der Lagebericht der Geheimen Staatspolizei. Auch die Schubladen waren voll. Kriminalsekretär Löhr schien noch nicht dazu gekommen zu sein, seine Siebensachen abzuholen.

Wenige Minuten später, in denen Rath mit einer *Overstolz* gegen das ungemütliche Schweigen ankämpfte, mit dem Franke den Raum ausfüllte, sollte er auch die anderen Kollegen kennenlernen. Als Erster trudelte ein hagerer blonder Mittzwanziger ein, der Rath neugierig anschaute, als er seinen Mantel aufhängte.

»Darf ich vorstellen: unser neuer Kollege, Oberkommissar Gideon Rath«, sagte Franke.

»Gereon«, verbesserte Rath.

»Lohmann, Erich, Kriminalsekretär«, sagte der Blonde und nickte Rath zu.

»Angenehm.«

»Wusste gar nicht, dass wir aufgestockt werden«, sagte Lohmann zu Franke.

»Werden wir auch nicht. Rath ist der Ersatz für Manni.«

»Wieso das?«, fragte Lohmann.

»Da müssen wir wohl die da oben fragen«, sagte Franke und zeigte zur Zimmerdecke.

»Na, ich hoffe mal nicht, dass alle Kriminalsekretäre gegen höhere Dienstränge ausgetauscht werden«, sagte Lohmann und lachte.

Rath quälte sich ein Grinsen ins Gesicht.

»Na denn.« Der Kriminalsekretär beugte sich mit ausgestreckter Hand über den Schreibtisch. »Auf gute Zusammenarbeit«, sagte er und lächelte. In seinem Blick jedoch lag eher so etwas wie lauerndes Misstrauen.

Rath ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie.

»Gleichfalls.«

»Was sind denn Ihre Bestzeiten?«, fragte der Kriminalsekretär, nachdem er sich gesetzt hatte.

»Wie?«

»Kollege Löhr hat die hundert Meter schon in zwölfkommazwo gelaufen. Da sind Sie wohl schneller, was?«

»Keine Ahnung.«

»Ach, Sie sind gar kein Läufer?«

»Ich laufe nur, wenn die Umstände es verlangen.«

Lohmann stutzte einen kurzen Moment, dann lachte er.

»Der war gut. Jetzt ist der Groschen gefallen. Hätte ich auch selbst drauf kommen müssen, bei Ihrer Körpergröße! Hochsprung, nicht wahr? Wo liegt denn Ihr persönlicher Rekord? Und welchen Stil bevorzugen Sie? Schere oder Rolle? Oder diesen neu-modischen Wälzsprung.«

Rath räusperte sich. »Ähm, ich glaube, ich sollte ein Missverständnis aufklären: Ich bin kein Leichtathlet, ich bin Kriminalbeamter. Vom Chef der Sicherheitspolizei und vom Landeskriminalpolizeiamt zur Verstärkung der Kriminalwache ins Olympische Dorf abkommandiert.«

Kriminalsekretär Lohmann schaute irritiert.

»Kein Sportler? Aber warum sind Sie dann hier?«

»Um Polizeiarbeit zu machen, was denken denn Sie?«

»Ja ... aber ...« Lohmann konnte seine Verwunderung nicht verbergen. »... ich meine, wir sind doch alle ins Olympische Dorf berufen worden, weil wir Polizisten *und* Sportler sind.«

Rath zuckte die Achseln.

Lohmann zeigte auf Franke. »Unser Chef, Oberkommissar Franke, läuft die achthundert Meter immer noch unter zwei Minuten, Kriminalkommissar Krause war vor zwei Jahren brandenburgischer Polizeisportmeister im Kugelstoßen. Ich für meinen Teil bin ein ganz passabler Sprinter, ebenso wie der Kollege Löhr. Und Sie ...« Er schaute Rath immer noch an, als könne er das nicht fassen. »... Sie sind ... gar nichts?«

»Ich war mal rheinischer Meister im Seitensprung. Aber das ist schon 'ne Weile her.«

Lohmann schaute wie ein Auto. Schien nicht die hellste Leuchte zu sein, der Kriminalsekretär. »Aber das ist nicht olympisch, oder?«, fragte er schließlich.

Bevor die Situation noch peinlicher werden konnte, öffnete sich die Tür und ein Berg von einem Mann betrat den Raum,

corpulent und muskulös zugleich. Krause, der Kugelstoßer, hätte einen veritablen Türsteher vor einem der vielen immer noch aktiven illegalen Nachtlokale der Stadt abgegeben, hatte sich aber offensichtlich für eine Polizeikarriere entschieden. Der Muskelberg setzte sich an den Schreibtisch gegenüber und nickte Rath zu.

»Angenehm, Krause«, sagte er, und noch bevor Rath antworten konnte, übernahm Franke wieder die Vorstellung: »Oberkommissar Gideon Rath, unser neuer Kollege.«

»Gereon«, verbesserte Rath. »Alter Kölner Heiliger. Leicht zu merken. Steht ja auch in den Papieren, die ich Ihnen auf den Tisch gelegt habe, Kollege Franke. Kleiner Tipp: Lesen hilft.«

Franke zog die Augenbrauen hoch. »Oh, da haben wir aber einen ganz schlaunen Kollegen bekommen. Dem LKA sei Dank!«

Er warf Rath einen letzten missgünstigen Blick zu und wandte sich wieder seinen Akten zu. Auch Lohmann wirkte bereits in Arbeit vertieft. Krause, der Kollege gegenüber, nahm ein Papier aus dem Posteingangskorb und stierte es an, als wolle er es hypnotisieren. Beklemmendes Schweigen breitete sich, ausgehend von Frankes Schreibtisch, wieder im ganzen Raum aus.

»Was sind denn so Ihre Aufgaben hier?«, fragte Rath, nachdem er eine Weile mit den Bleistiften auf seinem Schreibtisch gespielt und sich niemand in irgendeiner Weise um ihn gekümmert hatte. Kommissar Krause schaute ihn an, sagte aber nichts. Statt seiner antwortete wieder Oberkommissar Franke.

»Lesen hilft, Oberkommissar Rath«, sagte er und wedelte mit einer dünnen Mappe. »Erst mal gehen wir den Tagesbericht der Geheimen Staatspolizei durch und prüfen, ob wir irgendwo tätig werden müssen. Und dann ... schauen wir mal. Zu tun gibt es genug. Hat das LKA Sie denn nicht ausreichend instruiert? Oder haben die Sie nur hierhergeschickt, weil sie denken, in der Kriminalwache Elstal könne man eine ruhige Kugel schieben? Wenn es das ist, Oberkommissar Rath – das können Sie sich schon mal abschminken.«

»Ich weiß nicht, was an meiner Frage misszuverstehen war, Oberkommissar Franke«, sagte Rath. »Habe ich gefragt, wo man sich hier am besten die Eier schaukeln kann? Sollten Sie etwas Derartiges verstanden haben, rate ich Ihnen dringend zu einem Besuch beim Ohrenarzt.«

»Mäßigen Sie sich, Oberkommissar! Mögen wir auch denselben Dienstrang haben, bin ich doch immer noch der leitende Beamte dieser Kriminalwache und damit Ihr Vorgesetzter.«

»Und genau deswegen habe ich mich freundlichst erkundigt, wie ich Sie am besten unterstützen kann.«

»Ein guter Polizist sieht so etwas.«

»Da haben Sie völlig recht, ich bin lange genug bei der Kriminalpolizei, ich weiß mich zu beschäftigen. Wenn Sie also in diesem Büro auf meine Unterstützung verzichten können ...« Rath fischte Hut und Mantel von der Garderobe und ging zur Tür. »... die Herren mögen mich entschuldigen, wünsche noch einen schönen Arbeitstag. Sollte sich doch noch eine Aufgabe für mich finden – Sie können mich ja ausrufen lassen.«

Und damit verschwand er nach draußen. Wenn die ihn nicht wollten, umso besser: Er hatte wichtigere Dinge zu erledigen.

Rath trat vor das Empfangsgebäude und schaute die Dorfauflage hinauf. Der Himmel über dem Olympischen Dorf war immer noch blau, zog sich aber nach und nach zu. Ein Weg reckte sich in elegantem Schwung den grünen Hügel hinauf, überall standen einstöckige Häuschen mit roten Walmdächern in Reih und Glied, dazwischen wuchsen Birken und andere Bäume, links, leicht erhöht, stand ein bruchsteinernes Rondell, in dem eine Bar untergebracht war, ganz oben aber, oben auf dem Hügel, thronte das zentrale Gebäude des Olympischen Dorfes: Haus Berlin, das Speisehaus der Nationen. Das Haus, in dem Walter Morgan gestorben war. In dessen Küche eine Überdosis Digitalis in das Essen des Amerikaners gerührt worden sein musste.

Die gastronomische Versorgung der Athleten im Olympischen Dorf lag in der Hand des Norddeutschen Lloyd, und in gewisser Weise erinnerte das konvex geschwungene Gebäude mit seiner blendend weißen Fassade und den umlaufenden Terrassen auch eher an einen Passagierdampfer als an ein Haus. Bauherr des Olympischen Dorfes war jedoch nicht der Lloyd, sondern die Wehrmacht, die es nach den Spielen als Kaserne nutzen wollte. Und das konnte man sehen: Auf dem Dach des Speisehauses wehte neben den fünf Olympischen Ringen die neue Reichskriegsflagge, die Hitler angeblich selbst entworfen hatte, mit einem Hakenkreuz in der Mitte anstelle des Reichsadlers. Eine Kriegsfahne

in einem Dorf des Friedens – auf solch eine Idee konnte auch nur die Wehrmacht kommen, dachte Rath.

Auf seinem Weg nach oben war er der einzige Anzugträger; alle anderen Männer trugen entweder Trainingsanzüge oder Uniform, sei es das Feldgrau der Wehrmacht oder das olympische Weiß des Jugendehrendienstes. Rath fragte einen Jungen nach dem Speisesaal der Amerikaner. Der deutete auf die rechte Seite des Gebäudes.

»Die Nummer zwölf, gleich da drüben. Zugang über die Terrasse.«

Der Saal war leer, als Rath ihn betrat, bis auf ein paar Kellner, die gerade die Reste des Frühstücks abräumten. Gegenüber der Fensterreihe, die den Blick nach draußen auf das Grün des Dorfes freigab, befand sich eine weitere, die aussah wie die Schalterwand einer Bank, nur dass man hinter den Schaltern eine Küche erkennen konnte, gestapelte Edelstahltöpfe, Pfannen und Kochlöffel, und hinter dem großen Elektroherd eine Spülmaschine, die ein weißgeschürzter Mann mit schmutzigem Geschirr fütterte.

Rath ging zur nächstbesten Durchreiche und klopfte gegen das Holz des Tresens. Der Mann an der Spülmaschine brauchte etwas, bis er das Klopfen bemerkte. Er drehte sich um und schaute irritiert, als könne er nicht glauben, dass er gemeint war, obwohl sonst niemand in der Küche war. Erst als Rath ihn mit dem Zeigefinger heranlockte, warf er sich das Abtrockentuch über die Schulter, das ebenso klitschnass war wie die Schürze, und setzte sich in Bewegung. Rath zückte seine Dienstmarke, als der Spüler den Tresen erreicht hatte.

»Wenn ich kurz stören dürfte ...«

»Was will denn die Kripo hier?«

»Reine Routine. Wir müssen noch ein paar Dinge festhalten im Zusammenhang mit dem tragischen Todesfall am Samstagmittag.«

Der Spüler schaute ihn an, sagte aber nichts.

»Zum Beispiel müssten wir wissen«, fuhr Rath fort, »wer sich zur bewussten Uhrzeit im Dienst befand. In der Küche, im Service, in allen Bereichen, die hier mit dem Mittagessen zu tun haben.«

»Soso. Wollen Sie vielleicht auch wissen, wer das Porzellan gebrannt hat?«

Unter anderen Umständen hätte Rath den Witzbold mit auf die Wache genommen und weichgekocht, aber hier musste er sich zurückhalten, Franke und Kollegen sollten nicht erfahren, was der Neue, um den sie nicht gebeten hatten, hinter ihrem Rücken trieb.

»Zunächst einmal reicht mir der Dienstplan von Samstag«, sagte er also, »Sie haben hier doch bestimmt so etwas.«

»Klar haben wir Dienstpläne. Sind ja nicht bei den Hottentotten.«

Rath erwiderte nichts, er schaute den Mann mit der nassen Schürze nur an. Es wirkte.

»Müsste ich den Chef fragen«, sagte der Spüler. »Kann ich ja nicht entscheiden so was. Wüsste auch gar nicht, was er mit den alten Dienstplänen macht; die neuen hängen hier aus, sehen Sie.«

Er wies mit dem Kopf zu einem Schwarzen Brett, das an der gefliesten Wand angebracht war.

»Und wo finde ich Ihren Chef?«

»Hinten. Macht gerade Zigarettenpause. Während unsereiner noch das halbe Frühstück wegspülen muss.«

»Dann führen Sie mich doch bitte zu Ihrem Chef, danach können Sie in Ruhe weiterspülen.«

Der Mann nickte, das schien ihm ein annehmbarer Vorschlag zu sein. »Kommen Sie hinten rum«, sagte er, »ich schließ Ihnen auf.«

Kurz darauf öffnete sich eine unscheinbare Tür in der holzvertäfelten Wand, und Rath betrat die Küche, folgte dem Spüler quer durch den Raum, vorbei an zwei Vorratskammern zu einer weiteren Tür, die direkt nach draußen führte.

»Da hinten steht der Chef.« Der Spüler wies auf eine Gruppe von vier Männern, alle in Weiß, die beieinanderstanden, rauchten und sich unterhielten. »Der mit dem Schnurrbart.«

Damit schloss er die Tür und verschwand wieder in der Küche. Rath stand draußen auf einer Art Laubengang. Im Innenhof hatte das zentrale Speisehaus ebensolche umlaufenden Balkone wie an seiner Front, nur dass sie hier konvex gebogen waren. Sozusagen die nichtöffentliche Kehrseite von Haus Berlin. Er blickte in einen grünen Hof, den der ebenso geschwungene, aber eine Etage niedrigere Wirtschaftsflügel abschloss. Der gesamte Grundriss hatte die Form eines Auges.

Rath ging zu den rauchenden Männern hinüber. Der Mann mit dem Menjou-Schnurrbart war der einzige, der keine Kochmütze, sondern eine Art Kapitänsmütze trug. Rath zeigte ihm seine Marke. »Sie sind der Chef hier?«, fragte er.

»Wenn Sie so wollen.« Der Kapitän streckte die Hand aus und stellte sich vor. »Pütz, Verpflegungsoffizier des Norddeutschen Lloyd. Was kann ich für Sie tun, Kommissar?«

»Oberkommissar.« Rath räusperte sich. »Ich störe nur ungern Ihre Zigarettenpause. Aber dürfte ich Sie kurz unter vier Augen sprechen? Reine Routinebefragung.«

Pütz zuckte die Achseln und trat seine Zigarette aus.

»Wir haben ja alles besprochen, Männer«, sagte er zu den Köchen. »Dann macht euch mal wieder an die Arbeit.«

Wenig später saß Rath in einem kleinen Büro vor einem ebenso kleinen Schreibtisch, hinter dem der Verpflegungsoffizier Platz genommen hatte. Umso größer war das Schwarze Brett an der Wand, das übersät war mit Notizzetteln, Preislisten, Briefen und ähnlichem. Auf dem Schreibtisch hingegen fand sich außer einem Notizblock kein bisschen Papier, nur ein modernes schwarzes Siemens-Telefon und ein schwerer Glisaschenbecher.

Pütz zauberte ein Zigarettenetui aus seiner weißen Uniformjacke, klappte es auf und reichte es über den Tisch. »Sie rauchen, Oberkommissar?«

Rath griff zu. »Danke.«

Er hielt sich die Zigarette unter die Nase, bevor er sie in den Mund steckte. *Ernte 23*. Pütz beugte sich über den Tisch und gab Rath Feuer, dann steckte er sich selber eine an.

»Lassen Sie mich raten: Es geht um Sonnabend«, sagte er.

»Richtig. Wie kommen Sie darauf?«

»Nun, was für einen Grund sollte die Kripo sonst haben, mit uns zu sprechen, als den, dass in unserem Speisesaal jemand gestorben ist.«

»Nicht jemand. Ein Mitglied des amerikanischen Olympiatroses. Das macht die Sache so delikater, deswegen wünsche ich auch, Sie unter vier Augen zu sprechen. Dieser Vorfall darf selbstverständlich nicht an die große Glocke gehängt werden.«

»Selbstverständlich.«

»Sie ahnen, dass die Lügenpresse im Ausland nur darauf lauert,

der deutschen Olympiaorganisation einen Skandal anzuhängen und die Spiele zu diskreditieren. Wir müssen uns also gegen alle eventuellen Rückfragen seitens der amerikanischen Presse wappnen und Antworten parat haben.«

»Verstehe.« Pütz nickte wissend und zog an seiner Zigarette. »Normalerweise bin ich auf Passagierdampfern beschäftigt«, sagte er. »Immer mal wieder kommt es da an Bord zu Todesfällen. Natürlich tut auch der Norddeutsche Lloyd in solchen Fällen alles, um Unruhe unter den Passagieren zu vermeiden. Sie können also auf mich zählen. Ebenso auf meine Männer. Das sind alles keine Landratten.«

»Nun«, sagte Rath, »ich bin eine Landratte, aber ich schätze es, dass Sie und Ihre Männer Diskretion ebenso achten wie ich und die deutsche Sicherheitspolizei.«

Sipo. An den neuen Namen hatte er sich immer noch nicht gewöhnt. Aber es klang einschüchternder als Kripo, weil immer auch das unausgesprochene Wort *Gestapo* mitschwang, also benutzte er ihn ganz gern. Vor Heydrich, dem Sipo-Chef, hatte in Deutschland jeder Respekt.

»Wie gesagt, wir müssen uns gegen alle Eventualitäten und Nachfragen von amerikanischer Seite absichern«, fuhr Rath fort. »Deswegen gilt es die Umstände rund um den Tod von Mister Morgan so akribisch wie möglich zu rekonstruieren.«

Pütz nickte.

»Es wäre also hilfreich, wenn Sie mir den Dienstplan von Samstagmittag zur Verfügung stellen, damit die Sipo einen Überblick über alle in Frage kommenden Zeugen hat.«

»Selbstverständlich.« Pütz öffnete eine Schublade und holte ein Papier heraus, das eine mit Schreibmaschine getippte Tabelle enthielt, auf der zahlreiche handschriftliche Korrekturen vermerkt waren. *SONNABEND, 25. 7. 1936, SPEISESAAL 12* war in Großbuchstaben ganz oben vermerkt.

»Ich habe mir so etwas schon gedacht«, sagte er, als er Rath das Papier über den Schreibtisch reichte. »Außerdem bewahre ich die alten Dienstpläne sowieso immer für die wöchentliche Stundenabrechnung auf. Die ist aber bereits erledigt, Sie können den Plan also gerne mitnehmen.«

»Danke.« Rath faltete das Papier und steckte es in die Innenta-

sche seines Jacketts. »Die Sicherheitspolizei weiß Ihre Kooperation zu schätzen.«

»Immer gerne«, entgegnete Pütz, und der Menjou-Schnurrbart über seiner Oberlippe straffte sich zu einem Lächeln.

»Den Speiseplan von Samstag bräuchte ich natürlich auch noch«, sagte Rath, und das Menjou-Lächeln fror ein. »Und wenn Sie mir dann noch sagen könnten, woher Sie die Zutaten beziehen.«

Pütz zog die Augenbrauen hoch, das Lächeln war verschwunden.

»Was soll das heißen? Wollen Sie dem Norddeutschen Lloyd unterstellen, dass er verdorbene Lebensmittel verarbeitet?«

»Natürlich nicht! Wir wollen nur alle Möglichkeiten ausschließen. Der ausländischen Greuelpropaganda keine Angriffsfläche bieten. Wie ich schon sagte: reine Routine. So ist das nun mal mit der Polizeiarbeit. Die ist meistens überflüssig und langweilig.«

»Und macht *anderen* Arbeit«, sagte Pütz. »Solch eine Liste habe ich natürlich nicht in der Schublade. Da müsste ich erst Rücksprache halten.«

»Tun Sie das«, sagte Rath. »Ich komme dann heute Nachmittag nochmal vorbei und nehme alles mit. Wie gesagt: die Zutaten zu allen Speisen, die Samstagmittag ausgegeben wurden, plus die Adressen der entsprechenden Lieferanten.«

Er drückte seine Zigarette in den gläsernen Aschenbecher, in dem sich schon einige krummgedrückte Kippen befanden, und stand auf.

»Haben wir uns verstanden, Verpflegungsoffizier?«

»Natürlich, Oberkommissar.« Pütz war ebenfalls aufgestanden und riss den rechten Arm hoch. »Heil Hitler.«

»Heil!« Rath winkelte seine Rechte so zackig an wie noch nie zuvor und verließ den Raum. Konnte nicht schaden, wenn ihn der Verpflegungsoffizier für einen strammen Nazi hielt.

Die Stadt hatte sich verändert. Und das lag nicht nur an den Fahnen, die an den Fassaden hingen, nicht an den Uniformierten, denen man allenthalben über den Weg lief, und es lag auch nicht an der ungewohnten Freundlichkeit, die einem entgegen schlug. Einer Freundlichkeit, die zu Berlin nicht so recht passen wollte, nicht zu dem Berlin, das er gekannt hatte, und schon gar nicht zu dem Berlin, vom dem sie sich daheim in den Staaten erzählten. Von einer Stadt, in der die Regierung einen unverhohlenen, offenen Antisemitismus pflegte, in der man als Jude nicht mehr arbeiten, nicht mehr leben, nicht mehr atmen könne.

Davon hatte Abraham Goldstein bislang nichts gemerkt, im Gegenteil. Alle Berliner, alle Deutschen, ja selbst der Zollbeamte in Hamburg, hatten ihn, trotz des offenkundig jüdischen Namens in seinem Pass, mit nichts als ausgesuchter Höflichkeit behandelt. Vielleicht lag es daran, dass er mit der *SS Manhattan* angekommen war, demselben Schiff, das auch die amerikanischen Olympioniken über den Atlantik gebracht hatte. Vielleicht lag es aber auch an seiner blonden Begleitung, an Marion, die alle Blicke auf sich zog und allen – jedenfalls den Männern – ein freundliches Lächeln ins Gesicht zauberte.

Oder es lag daran, dass nahezu die komplette Stadt im Olympiefieber und schier aus dem Häuschen war. Jetzt schon, eine Woche vor der Eröffnung, waren nicht nur sämtliche Schaufenster mit den olympischen Ringen geschmückt; sie prangten auch auf den Speisekarten der Restaurants, auf Stadtplänen, Teetassen und Busfahrkarten. Und mindestens jedes zweite Auto war mit Olympiafähnchen und Wimpeln dekoriert.

Die meisten Menschen, denen sie begegneten, waren in einer aufgekratzten Weise gut gelaunt und schienen den Beginn der Spiele kaum erwarten zu können. Wie Kinder, die auf Weihnachten warteten. Nein, eigentlich eher wie Kinder, die ihre Weihnachtsgeschenke bereits auspackten.

Bei seinem letzten Besuch war ihm die Stadt rauer vorgekommen, dreckiger, ungehobelter. Aber auch – freier. Das war viel-

leicht das passende Wort. Irgendwie machte der ganze Zirkus, der hier veranstaltet wurde, selbst die Freundlichkeit der Menschen, einen gezwungenen Charakter. Als sei es sozusagen erste Bürgerpflicht, zu den Olympischen Spielen nicht nur Fahnen, sondern auch gute Laune zu flaggen und allen Fremden in der Stadt mit ausgesuchter Freundlichkeit zu begegnen.

Ja, das alte Berlin mochte unfreundlicher gewesen sein und schroffer – aber es war auch eine Stadt ungeahnter Freiheiten gewesen, eine Stadt der Verheißungen und eines ungezügelten Nachtlebens. So etwas hatte er nicht einmal in den Staaten erlebt, nicht in Manhattan, nicht in Brooklyn, nicht in Atlantic City, und das sollte etwas heißen, denn im dortigen Nachtleben kannte er sich aus. Dieses Berlin aber schien verschwunden zu sein, ersetzt durch etwas, das (bis auf die Fahnen und Uniformen) beinahe identisch aussah und dennoch etwas ganz anderes war. Als habe man die Stadt gegen eine Doppelgängerin ausgetauscht.

Er schaute zu Marion hinüber. Sie stand auf dem kleinen Balkon und rauchte, blickte hinaus in den trüben Morgen, als versuche sie zu verstehen, was das da war, draußen vor dem Hotel. Sie trug inzwischen seinen Namen und war amerikanische Staatsbürgerin, dennoch war sie ein Berliner Mädchen geblieben, hatte sich auf den Besuch in ihrer Heimatstadt gefreut, war aber gestern, nach ihrem so heiß herbeigesehnten Treffen mit den alten Freundinnen, früher als erwartet ins Hotel zurückgekehrt. Sie hatte nicht darüber gesprochen, das war nicht ihre Art, aber er hatte ihr angemerkt, dass etwas in ihr arbeitete. Die Vorfreude, die sie während der ganzen Überfahrt beherrscht hatte, war wie fortgeweht.

Goldstein hatte eigentlich im *Adlon* reservieren wollen, aber das war komplett in der Hand von Olympia, bis unters Dach voll mit Sportfunktionären; also waren sie ein paar Meter weiter die Linden hinunter im Hotel *Bristol* untergekommen, das war zwar weniger bekannt, aber sogar eine Spur luxuriöser. Nicht dass er so etwas brauchte, das *Excelsior* hätte ihm vollauf gereicht, und er wäre dort auch wieder abgestiegen, so wie vor fünf Jahren, doch hatte er es Marion nicht zumuten wollen, im selben Hotel zu nächtigen, in dem sie damals als Zimmermädchen gearbeitet hatte. Im

Bristol kannte niemand sie von früher, nicht als Zimmermädchen, nicht als Nachtclubtänzerin, und dennoch schien sie sich nicht wohlfühlen.

Das ganze Frühstück über hatte sie geschwiegen, war gleich danach aufgestanden, hatte sich eine Zigarette angezündet und war auf den kleinen Balkon hinausgetreten, der zu ihrer Suite gehörte. Abraham Goldstein legte die Serviette beiseite, ging hinüber und stellte sich neben seine Frau. Es war, als könne er ihre Enttäuschung körperlich spüren. Dabei hatte er ihr mit der Fahrt doch eine Freude machen wollen. Eine Reise zurück in die alte Heimat, zum größten Sportereignis des Planeten. Und eine Reise zurück in die Zeit, als er sie kennengelernt hatte, damals im *Excelsior*. Als sie ihn eigentlich nur verführen wollte, um ihn auszuhorchen. Und alles ganz anders gekommen war.

Er hätte niemals gedacht zu heiraten und schon gar keine Schickse. Aber Marion war ein Glücksfall. Sie war loyal, sie mochte ihn, sie mochte sein Geld, und sie stellte keine Fragen.

Nun waren sie also sportbegeisterte amerikanische Touristen, zur Olympiade nach Berlin gekommen wie so viele andere, mit dem nötigen Kleingeld ausgestattet, um sich solch eine Reise und solch ein Hotel und überdies die nicht gerade preiswerten Karten für die Sportveranstaltungen leisten zu können.

Dass das nur die halbe Wahrheit war, ahnte Marion nicht. Solche Dinge erzählte er ihr nicht, und sie fragte auch nie danach. Es schmerzte ihn, sie nun so traurig zu sehen. Und diese Enttäuschung in ihrem Gesicht. Naja, vielleicht würde sich das noch ändern, wenn sie die ersten Sportveranstaltungen besuchten. Er hoffte es sehr, denn eine vorzeitige Abreise kam nicht in Frage.

Von ihrer Suite aus konnte man direkt auf den Boulevard blicken. Die Linden, die ihm den Namen gegeben hatten, fehlten. All die stattlichen Bäume, die der Mittelallee Schatten gespendet hatten, waren gefällt worden. Zwar hatte man neue gepflanzt, aber die waren so mickrig, dass sie neben den riesigen Fahnenmasten, die entlang des Boulevards in den Himmel ragten, beinahe unsichtbar waren. Eine Allee von Fahnenmasten, vom Brandenburger Tor bis zur Schlossbrücke. Fahnen schienen in diesem Land wichtiger zu sein als Bäume. Auch das war vor fünf Jahren anders gewesen.

Marion schaute hinab auf die Straße, und er wusste, dass sie das gleiche dachte. Er legte seinen Arm um ihre Schulter.

»Was hältst du davon«, fragte er sie, »wenn wir heute ins Grüne fahren? Hier in der Stadt scheint man auf Bäume ja keinen allzu großen Wert mehr zu legen.«

8

Ein paar Trainingsanzüge waren zu sehen, das schon, ansonsten aber erfreulich viel Zivilkleidung und kaum Uniformen. Rath hatte sich in die Besuchergaststätte des Olympischen Dorfes zurückgezogen, ein Ort, an dem sich die Außenwelt mit der Innenwelt des Dorfes vermischte. Wer einen Sportler im Dorf besuchen und mit ihm speisen oder wenigstens eine Tasse Kaffee trinken wollte, der tat es hier. Das Lokal war ganz eindeutig ein Ort der Begegnung.

Und so war Rath der einzige Gast im ganzen Saal, der allein an seinem Tisch saß. Er wusste nicht, wo die Kollegen zu Mittag speisten, sie waren alle drei aufgebrochen, ohne ihm mitzuteilen, wohin es ging, und eigentlich war ihm das auch recht. Er hatte seine Aktentasche geschnappt und war auf dieses große Restaurant gestoßen, das im Empfangsgebäude ganz in der Nähe der Kriminalwache lag.

Die Besuchergaststätte wurde nicht vom Norddeutschen Lloyd geführt, sondern von Hoffmann & Retschlag, einem alteingesessenen Berliner Gastronomiebetrieb. Unter anderem betrieben die das Konzerthaus Clou, ein Laden, den Rath bislang gemieden hatte, und das Funkturmrestaurant, mit dem er keine guten Erinnerungen verband. Was allerdings nicht an der Gastronomie gelegen hatte.

Jeden Tag würde er hier nicht zu Mittag speisen, das stand fest. Für sein Hühnerragout mit Reis und Spargel musste er zweifünfzig hinblättern, für ein Glas Schultheiss nochmal fünfunddreißig Pfennige – eindeutig mehr, als sein Oberkommissarsgehalt für ein Mittagmahl hergab. Auf einen Nachtisch verzichtete er und zün-

dete sich stattdessen eine Zigarette an. Noch ein Kännchen Kaffee für achtzig Pfennige oder lieber ein Bier? Das Bier war billiger. Rath winkte nach dem Kellner und bestellte.

Dann faltete er den Dienstplan auseinander, den ihm der Verpflegungsoffizier gegeben hatte. Das waren schon eine ganze Menge Namen, die da zusammenkamen. Rath überflog das Papier und suchte nach irgendwelchen Auffälligkeiten, doch da fand sich nichts, was ihm ins Auge sprang.

Er hatte nicht vor, jeden einzelnen Zeugen selbst zu befragen. Er würde die Liste an den SD weiterleiten, die hatten ausreichende Kapazitäten, die betreffenden Personen zu durchleuchten. Sollte sich ein potentieller Attentäter oder ein politisch unzuverlässiges Subjekt darunter befinden, würden sie die Betreffenden schon aussieben. Und Raths Arbeit wäre getan.

Vielleicht ging ja alles ganz schnell, und er würde in wenigen Tagen zum LKA zurückkehren können. Der Gedanke an die drei Stinkstiefel von der Kriminalwache ließ ihn dies inständig hoffen. Wirklich glauben konnte er es indes nicht. Weil er nicht an Tornos Theorie glaubte, Walter Morgan sei vergiftet worden, um dem Deutschen Reich die Olympischen Spiele zu verderben. Ein Unfall, irgendeine Schlamperei in der Küche oder was auch immer erschien ihm weitaus wahrscheinlicher als ein vorsätzlicher Giftmord.

Der Kellner kam mit dem Bier, und Rath holte das dünne Dossier aus der Aktentasche, das heute morgen hinter dem Briefschlitz seiner Wohnungstür gelegen hatte. Alles, was der SD in der Kürze der Zeit an Informationen über Walter Morgan hatte zusammentragen können.

In seiner Jugend, die allerdings schon eine Weile zurücklag, war der Mann ein erfolgreicher Schwimmer gewesen. 1884 in Cicero/Illinois geboren, wurde Walter Samuel Morgentau, wie Walter Morgan ursprünglich geheißen hatte, mit achtzehn Jahren Mitglied in der Schwimmabteilung des New Illinois Athletic Club und feierte kurz darauf erste Erfolge als Schwimmsportler, wurde einmal Dritter bei den US-Meisterschaften über hundertfünfzig Yards Freistil, ein Jahr darauf sogar Zweiter. Bei den Olympischen Spielen in St. Louis kam er allerdings an seinem Landsmann Charles Daniels nicht vorbei und gewann in keiner Disziplin eine Me-

daille. 1905, ein Jahr nach Olympia, heiratete er, änderte seinen Namen in Morgan und beendete seine Schwimmkarriere, wurde aber kurz darauf Mitglied in der Schwimmabteilung der Amateur Athletic Union, wo er schon bald die ersten Ämter übernahm, die ihn schließlich nach dem Weltkrieg bis in den Vorstand der AAU und als Vertreter der USA zu den Olympischen Spielen nach Amsterdam und Los Angeles brachten. Auch wenn ihm die Spiele in Berlin nicht mehr vergönnt waren, konnte er als Funktionär mehr Olympiateilnahmen denn als Sportler verbuchen. Ob Morgan den Schwimmsport aus gesundheitlichen Gründen aufgegeben hatte, etwa wegen eines Herzleidens, ging aus dem Dossier nicht hervor. Oder spielte Antisemitismus auch in der amerikanischen Sportwelt eine Rolle? Denn das war ein Detail, das im Dossier des SD dick angekringelt war: Walter Morgan war Jude. Jude gewesen. Schon 1904 hatte er sich christlich taufen lassen, doch im Weltbild der SS blieb man auch dann ein Jude. Was den Kringel erklärte. Was Rath aber mehr irritierte, war die Konfession: Morgan hatte sich der griechisch-orthodoxen Kirche angeschlossen. Doch dann las er den Geburtsnamen von Mrs Morgan: Dimopoulou, und verstand. Morgan musste seine Frau beim Sport kennengelernt haben, denn auch sie war in ihrer Jugend als Schwimmerin aktiv gewesen und trug den schönen griechischen Vornamen Olympia.

Nach dem Ende seiner aktiven Sportlaufbahn war Walter Morgan überaus erfolgreich ins Berufsleben gestartet. Als Erbe des elterlichen Grocery Store in Cicero hatte er in Blue Island, einer anderen Kleinstadt in der Nähe von Chicago, nach seiner Hochzeit eine Konservenfabrik aufgebaut, die durch den amerikanischen Kriegseintritt ungeahnten Aufschwung erfahren sollte. Inzwischen gehörten fünf Konservenfabriken zu Morgans Imperium, und Rath fragte sich, woher der Mann die Zeit für all das nahm, wenn er auch in Sachen Sport dauernd unterwegs war. In Kenwood, einem der besseren Stadtviertel Chicagos, hatte Morgan eine Villa errichten lassen, in der seine Witwe und zwei Söhne zurückblieben. Wer es wohl übernommen hatte, den Hinterbliebenen Bescheid zu sagen. Der SD? Ob es da überhaupt einen Mitarbeiter gab, der die richtigen Worte finden würde? Eher nicht. Wahrscheinlich hatte das Auswärtige Amt diese Aufgabe übernommen oder jemand vom Organisationskomitee.

Rath drückte seine Zigarette aus und klappte die Mappe zu. Ob das alles sinnvoll war, was er hier tat, daran hatte er so seine Zweifel. Daran, dass er überhaupt einen Mord untersuchte. Auch eine Vergiftung konnte sich als Unfall herausstellen, irgendwelche Hygienevorschriften, die in der Küche nicht beachtet worden waren. Dass jemand so weit ging, einen Menschen zu töten, nur um die Olympischen Spiele zu sabotieren, konnte er sich einfach nicht vorstellen. Und eine Erklärung dafür, warum es nur Morgan getroffen hatte und nicht auch andere, die zur gleichen Zeit mit ihm beim Mittagessen saßen, hatte er ebensowenig.

Aber so hanebüchen und paranoid ihm Tornows Theorie auch erschien, er hatte keine andere Wahl, er musste tun, was der SD von ihm verlangte.

Er trank sein Bier aus und winkte dem Kellner. Auf ein Trinkgeld verzichtete er angesichts der gesalzenen Preise. Er nahm seine Aktentasche, warf Hut und Mantel über und ging vorbei an den Wachen wieder hinein ins Olympische Dorf und hinauf zum Speisehaus der Nationen.

Im Speisesaal 12 war man bereits damit beschäftigt, die Spuren des Mittagessens zu beseitigen. Wie schon am Morgen fand Rath den Verpflegungsoffizier rauchend auf der Terrasse im Hinterhof. Pütz hatte ihn erspäht und löste sich von der Truppe der Köche und Kellner.

»Herr Oberkommissar! Heil Hitler!«

Rath winkelte den rechten Arm kurz an.

»Haben Sie die Liste?«

»Ich habe alles Nötige veranlasst.«

»Was soll das heißen?«

»Dass es gerade bearbeitet wird. Sollen wir mal nachschauen, wie weit die Sache gediehen ist?«

»Ich bitte darum.«

Pütz trat seine Zigarette aus und machte eine schwungvolle einladende Bewegung mit seiner rechten Hand. »Wenn Sie mir bitte folgen wollen ...«

Der Verpflegungsoffizier führte Rath in den Wirtschaftstrakt, diesmal allerdings nicht in sein kleines Büro, sondern ein paar Türen weiter in einen großen Raum, in dem mehrere Schreibtische standen, an denen Männer in blütenweißen Hemden mit

Schulterklappen saßen, die telefonierten, schrieben oder sonstwie beschäftigt wirkten.

»Die zentrale Küchenverwaltung«, erklärte Pütz.

»Sieht alles sehr maritim aus.«

»Weil die Küche komplett in der Hand des Norddeutschen Lloyd liegt. Diese Männer arbeiten sonst auf hoher See.«

»Und nun auf einem gestrandeten Schiff.«

»Wenn Sie so wollen.« Pütz lächelte schief. Sie waren am Schreibtisch eines hageren blonden Jünglings angelangt, der eifrig telefonierte und etwas in einer Liste abhakte.

»Wie weit sind Sie denn, Ruge?«, fragte Pütz, als der Mann aufgelegt hatte, und räusperte sich. »Mit der Liste für die Kriminalpolizei, meine ich.«

»Heute nachmittag, hatten Sie doch gesagt. Ich bin mittendrin.«

»Ich habe Ihnen gesagt, so schnell wie möglich, Ruge. Das sind kriminalpolizeiliche Ermittlungen ...«

»Ich tu, was ich kann.« Ruge griff in einen Ablagekorb und nahm einen Stapel Papiere heraus. »Den Menüplan von Sonnabend können Sie schon haben. Mit den Zutaten und Lieferanten bin ich noch nicht ganz durch. Ist eine Heidenarbeit.«

Rath nahm die Papiere entgegen. »Na, das ist doch wenigstens ein Anfang«, sagte er. »Dann würde ich mir den Rest in spätestens zwei Stunden abholen.«

Pütz schien froh zu sein, dass sich die Kriminalpolizei mit einer Art Anzahlung zufriedengab und sie das Büro wieder verlassen konnten.

»Wenn ich noch etwas für Sie tun kann, Oberkommissar?«, sagte er, als sie wieder auf dem Laubengang waren.

»Danke. Gehen Sie ruhig wieder an Ihre Arbeit.« Rath wedelte mit den Papieren. »Ich habe erst mal genug zu tun.«

Er spazierte über die Dorfaue in Richtung des Empfangsgebäudes, doch dann dachte er an die Kriminalwache und die Kollegen dort und schlug eine andere Richtung ein. Hinter der Schwimmhalle lag ein Wäldchen mit einem kleinen See. Rath setzte sich ans Ufer und schaute auf den Speiseplan. Samstagmittag hatte es Philadelphia Pepper Pot gegeben, was immer das sein mochte, irgendeine amerikanische Spezialität, dazu gedämpfte Rindshüfte, Rosenkohl, Karotten und Kartoffeln. Nichts Exotisches, nichts,

was eine versehentliche Vergiftung hätte erklären können. Aber irgendwie war in eine dieser Speisen Digitalis gelangt.

Rath steckte die Papiere in seine Aktentasche zurück und schaute auf den See, den kaum eine Welle kräuselte. Noch ein bisschen Zeit totzuschlagen, ehe er sich die Liste mit den verwendeten Lebensmitteln und deren Lieferanten abholen konnte. Er spürte, wie ihm die Augen zufielen; kein Wunder, er hatte letzte Nacht kaum geschlafen, Charly hatte ihm gefehlt. Er schnippte die Zigarette in den See, lehnte sich nach hinten ins Gras, schloss die Augen und ließ sich die Sonne auf die Nase scheinen.

Ein lautes Platschen ließ ihn hochschrecken. Er setzte sich auf und wusste im ersten Moment nicht, wo er war. Von einem Steg sprangen nackte Männer in den See. Sie kamen aus dem schlichten Häuschen direkt am Seeufer, ihre Haut dampfte. Rath richtete sich auf und griff nach seiner Aktentasche. Einer der Nackten vom Steg, schon im Anlauf begriffen, um ins Wasser zu springen, blieb stehen und schaute hinüber. Rath kam sich vor wie ein Voyeur, er setzte seinen Hut auf, der ins Gras gerollt war, und ging zurück in das Wäldchen auf die Dorfau zu. Ein Blick auf die Armbanduhr zeigte ihm, dass es drei Minuten vor fünf war.

Im Speisehaus waren sie bereits mit der Vorbereitung des Abendessens beschäftigt. Mit seinem Passierschein gelangte er bis in die zentrale Küchenverwaltung und an den Schreibtisch des hageren Jünglings. Der wirkte gehetzt, als er Rath erblickte.

»Kleinen Moment noch, Kommissar«, sagte er.

»Oberkommissar.«

Der Jüngling wurde rot und noch hektischer, tippte mit Maschinengewehrgeschwindigkeit die letzten Buchstaben in die Schreibmaschine und holte das Blatt aus der Walze. Es waren zwei Blätter, mit dazwischengelegtem Kohlepapier. Der Leichtmatrose – oder was für einen Dienstrang er im Norddeutschen Lloyd auch bekleiden mochte – hantierte mit einem Locher und heftete Original und Durchschlag in zwei unterschiedlichen Mappen ab, die er Rath reichte.

»Die Firma dankt«, sagte Rath und steckte die Mappen ein.

In der Kriminalwache saßen die drei Kollegen an ihren Schreibtischen, als hätten sie sich seit heute Morgen keinen Millimeter bewegt. Lohmann und Krause schwiegen betreten, Oberkommis-

sar Franke bedachte Rath lediglich mit einer hochgezogenen Augenbraue, als er das Büro betrat und sich an den Schreibtisch von Kriminalsekretär Löhr setzte. Die Schubladen waren immer noch randvoll mit dessen Krempel. Rath fragte sich, wann der Kollege denn endlich seinen Kram abholen wollte. Das war jetzt sein verdammter Schreibtisch.

Die Antwort auf seine Frage kam wenige Minuten später durch die Tür. In Form eines drahtigen Mannes, unter dessen Jackett sich einige Muskeln beulten. Der Mann behielt Hut und Mantel an und warf Rath einen irritierten Blick zu. Dann machte er vor Oberkommissar Franke Männchen und begann nach einem strammen »Heil Hitler« und einem kurzen Nicken zu Lohmann und Krause, den Inhalt der Schreibtischschubladen in eine Ledertasche zu schaufeln. Wortlos und ohne Rath auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen. Er tat so, als sitze da niemand.

Rath machte brav Platz, er rollte mit seinem Stuhl ein paar Zentimeter zurück und beobachtete das absurde Schauspiel. Der geschasste Kriminalsekretär schaffte es tatsächlich, seinen Nachfolger während der ganzen Prozedur kein einziges Mal anzuschauen. Zum Abschied machte er noch einmal vor dem Schreibtisch von Oberkommissar Franke halt, erbot den Hitlergruß und verschwand dann ebenso energisch, wie er gekommen war.

Rath schüttelte den Kopf und rollte wieder an den Schreibtisch.

»Das war Kriminalsekretär Löhr«, sagte Franke überflüssigerweise.

»Warum kommt denn der jetzt erst?«

»Weil ich ihn darum gebeten habe.« Franke schaute auf die Uhr. »Eigentlich wäre Kollege Löhr erst in zwei Stunden zum Dienst erschienen.«

»So spät.«

»Nachtdienst«, sagte Franke. »Aber den übernehmen ja jetzt Sie.«

»Wie bitte?«

»Haben Sie nicht auf den Dienstplan geschaut? Hätten Sie besser mal. Kollege Löhr, den Sie ersetzen, ist diese Woche für den nächtlichen Bereitschaftsdienst eingeteilt.« Franke schaute die Kollegen an, bevor er weitersprach, mit einem Grinsen, das wohl verschmitzt wirken sollte, ihm aber völlig misslang. »Wie man sich

erzählt, haben Sie heute Nachmittag am Waldsee ja auch schon ein Nickerchen gemacht, da dürften Sie sich genügend ausgeruht haben.«

»Schön, ich habe also Nachtdienst«, knurrte Rath. »Und warum haben Sie mir das nicht schon heute Morgen gesagt?«

»Tut mir leid, Oberkommissar. Aber Sie waren so schnell durch die Tür ... Wir wussten leider nicht, wie wir Sie erreichen sollten. Ich hoffe, Sie haben genug zu lesen dabei, so eine Nacht kann sich ziehen.«

Mit diesen Worten stand Franke auf und ging zum Garderobenständer hinüber. »Kommt, Kollegen«, sagte er zu Lohmann und Krause, »der Nachtdienst ist ja bereits da, wir können heute mal ein bisschen früher Feierabend machen.«

Der Kommissar und der Kriminalsekretär standen auf. Krause zeigte Rath immerhin noch ein entschuldigendes Achselzucken, bevor er die Kriminalwache mit den beiden anderen verließ.

Na, das konnte ja heiter werden mit den Kollegen. Dann also Nachtdienst. Gut, dass Charly schon ausgezogen war. Dennoch gab es eine Verabredung, die er absagen musste, was ihm allerdings weniger schwerfiel, als Charly einen Korb zu geben. Er zündete sich eine Zigarette an und griff zum Telefonhörer.

9

Er war sich ganz sicher, und dann auch wieder nicht. Den hellen Mantel kannte er noch nicht, ebensowenig den Hut – kein Wunder, hatte er den Mann doch seit Monaten nicht gesehen. Diese leicht schlaksige Art zu gehen jedoch kannte er nur von einem Menschen. Aber was sollte Gereon Rath im Olympischen Dorf zu tun haben? Der war doch Mordermittler. Bevor Fritze sich der Sache hatte vergewissern können, war der sandfarbene Sommermantel zwischen den Häusern verschwunden und Dave Albritton hatte nach seinem *Ärrendienstboy* gerufen.

Er hatte den Amerikaner in die Stadt begleitet, und als Albritton erfuhr, dass der Jugendehrendienstjunge Thormann ein

waschechter Berliner war, musste Fritze ihm alle wichtigen Sehenswürdigkeiten zeigen, sich um Kraftdroschken, Fahrscheine und Eintrittskarten kümmern und darüberhinaus alles erklären. Ein seltsames Gefühl war das, an den Bahnhöfen, an denen er vor wenigen Jahren noch die Passanten angebettelt hatte, in weißer Uniform herumzustolzieren und Fremdenführer für einen amerikanischen Touristen zu spielen. Natürlich fielen sie auf, der blonde weiße Junge und der schwarze große Mann, immer wieder blieben neugierige Blicke an ihnen hängen. Die meisten ahnten wohl, dass es ein Olympionike sein musste, allein schon wegen der olympischen Ringe an Fritzes Uniformbrust, doch traute sich niemand, ihn anzusprechen. Bis auf einen, der den Hochspringer mit Jesse Owens verwechselte und um ein Autogramm bat. Mit bierernstem Gesicht und unbeholfener Handbewegung krakelte Albritton, obwohl er schreiben konnte, drei Kreuze auf das mitgebrachte Foto, das tatsächlich Jesse Owens zeigte. Wie man die beiden bloß verwechseln konnte, fragte sich Fritze. Wahrscheinlich gehörte der Autogrammjäger zu den Leuten, die sagten, Neger sähen doch sowieso alle gleich aus.

Hundemüde und voller Eindrücke war er ins Dorf zurückgekehrt und hatte seine Beobachtung von heute morgen völlig vergessen. Bis Schröder beim Abendessen mal wieder das Gespräch an sich riss.

»Ein echter Kriminalkommissar, ick schwöre! Hatte nur keene Ahnung, wo die Kriminalwache ist, musste ihn hinbringen.«

Sie aßen nicht im Speisehaus der Athleten, sondern im Kasino der Unteroffizierssiedlung neben dem Olympischen Dorf, in der sie auch schliefen. In Achtbettzimmern. Mit denselben Jungen, mit denen Fritze nun auch am Tisch saß. Am Kopfende Rönneberg, ihr Stubenältester.

Doch das Wort an ihrem Tisch führte wieder mal Schröder, das Großmaul.

»Klingelt's denn da überhaupt nicht bei euch?«, fragte der. »Ein Kriminaler, der den Weg zur Wache nicht kennt?«

»Und?«, fragte Max, Fritzes Freund aus Reinickendorf. Die beiden Berliner Jungen hatten sich vor einem Jahr in Nürnberg kennengelernt, im HJ-Lager beim Reichsparteitag, und sich gleich angefreundet.

»Ja, was: und?«, sagte Schröder, in einem Ton, als könne Maxe nicht eins und eins zusammenzählen. »Denkt doch mal nach! Kombinieren! Der war heute zum ersten Mal hier, jede Wette.«

Er schaute erwartungsvoll in die Runde, doch niemand reagierte.

»Mensch, ihr steht aber auf der Leitung, det muss ick schon sagen!« Schröder senkte seine Stimme und klang nun wie ein Verschwörer. »Wenn ihr mich fragt«, raunte er bedeutungsschwanger, »dann ist das kein Zufall.«

Jetzt hatte er sie. Alle Jungen am Tisch und selbst die von den Nachbartischen hörten ihm gebannt zu, und Fritze hasste sich dafür, dass er selbst ebenfalls zuhörte.

»Ich denke, die haben einen Spezialisten geholt, weil da was nicht mit rechten Dingen zugegangen ist beim Tod von diesem Ami. Weil das ...« – Und hier machte Schröder eine kunstvolle Pause und schaute alle an, um auch ganz sicherzugehen, dass alle zuhörten. – »... nämlich ein Mord war.«

Schröder, das Großmaul! Warum nur konnte der nicht mal für fünf Sekunden die Klappe halten. Nun waren sie wieder bei dem Thema, das Fritze am liebsten vermieden hätte. Und dann stellte er auch noch einen Mordverdacht in den Raum.

Für einen Moment herrschte tatsächlich ehrfürchtiges Schweigen, doch dann meldete sich Maxe zu Wort.

»So ein Quatsch«, sagte er, »wenn irgendwo ein Mord geschieht, dann kommt das Mordauto mit dem dicken Gennat und zig anderen Kriminalern, da kommt nicht nur eener alleene.«

»Ach, woher weeßte denn dette, Körner?«

»Weil ick Berliner bin. Da weeß det jedes Kind.«

Schröder, der Potsdamer, guckte ein bisschen eingeschnappt, aber dann fiel ihm doch noch eine Antwort ein.

»Vielleicht wollen die hier aber auch nich so'n Aufsehen erregen und haben deswegen nur *eenen* geschickt, wat weeßten du schon?«

»Schröder, Körner, nu hört mal auf, euch zu zanken, sonst gibt's wieder Strafdienst«, mischte sich Rönning ein, der ein bisschen älter war als sie alle und immer meinte, den Vernünftigen spielen zu müssen. »Wenn die wirklich einen Mordermittler ins Dorf geschickt haben, dann hätte der doch auch Thormann befragen müssen, oder? Der wäre dann doch ein Zeuge.«

Na, prima. Nun waren alle Augen auf ihn gerichtet.

»Ich bin doch kein Zeuge«, protestierte Fritze. »Ich hab doch gar nix gesehen. Außerdem war ich heute den ganzen Tag mit diesem amerikanischen Hochspringer unterwegs.«

»Vielleicht haben die dich nur deshalb nicht befragt«, meinte Schröder, der so schnell wohl nicht aufgeben wollte. »Weil sie dich nicht gefunden haben! Sonst hätten sie.«

»Was jetzt? Sie oder der?«, sagte Max. »Eben hast du noch behauptet, die Sipo hat nur einen Mordermittler ins Dorf geschickt?«

Aber es war zu spät, das Interesse des halben Speisesaals war wieder auf Fritze gerichtet.

»Du musst doch irgendwas gesehen haben«, sagte Rönning, »du warst doch dabei.«

»Ich war im Speisesaal, um etwas für Mister Albritton zu besorgen. Was da passiert ist, hab ich nicht mitbekommen.«

Rönning ließ nicht locker. »Der Steward Ehlers ist ein Freund von meinem großen Bruder. Und der erzählt, der Junge vom Jugendehrendienst hätte sogar den Doktor geholt.«

»Natürlich. Weil mich einer geschickt hat. Ihr wisst doch, wie das ist. Wir sind die Laufburschen hier im Dorf.«

»Ich dachte, du wärst gar nicht mehr da gewesen, als das passiert ist ... Hast du mir gestern doch erzählt.«

»Quatsch mit Sauce! Hab ich dir nicht erzählt. Hab gesagt, dass ich nüscht gesehen habe, det is allet.«

»Aber das mit dem Arzt, warum haste das dann nicht erzählt?«, fragte Schröder. »Ist doch spannend.« Von den anderen war beipflüchtendes Gemurmel zu hören. Einige nickten. »Du tust so, als wäre gar nix passiert«, fuhr Schröder fort, »und das finde ich schon irgendwie merkwürdig.«

»Wenn ihr das so spannend findet: Ich bin zum Arzt und hab Bescheid gesagt. Dann hab ich Mister Albritton sein Essen und seine Cola gebracht. Das war's. Zufrieden?«

Fritze spürte, dass er ein bisschen zu zickig reagiert hatte. Er fühlte sich einfach nicht wohl in seiner Haut. Mittlerweile hatten die anderen Jungen ihn umringt wie ein Wolfsrudel seine Beute, ein in die Enge getriebenes Reh. Alle starrten ihn an, schienen etwas von ihm zu erwarten, das er ihnen nicht geben konnte. Selbst Maxe konnte seine Neugier nicht verbergen.

»Verdammt«, sagte Fritze. »Ich weiß einfach nicht mehr. Vielleicht sollten wir alle mal mit Rönning zu diesem Ehlers gehen und fragen, was der so mitbekommen hat.«

Noch während er das sagte, wurde ihm klar, dass er natürlich niemals bei diesem Treffen dabei sein dürfte. Er hatte keine Ahnung, wer dieser Ehlers war und ob der ihn gesehen oder sogar mit ihm gesprochen hatte, doch stand zu befürchten, dass der Steward eine ganz andere Geschichte erzählen würde, als Fritze Thormann sie bislang erzählt hatte.

Aber fürs Erste wirkten seine Worte, die anderen ließen endlich von ihm ab. Ein Rest von Misstrauen allerdings war in ihren Blicken zurückgeblieben. In den Blicken aller, die um ihn herumstanden und sich nun langsam, einer nach dem anderen abwandten, um auf ihre Stuben zu gehen. Manche drehten sich sogar in der Tür noch einmal um und schauten zu ihm zurück. Es war kein gutes Gefühl. Mit einem Mal fühlte Fritze sich im Kreise der Jungen, die doch eigentlich seine Kameraden sein sollten, die sie doch alle dieselbe weiße Uniform trugen, wie jemand, der nicht dazugehörte. Er kannte dieses Gefühl und er hasste es. Mehr noch: Es jagte ihm eine Höllenangst ein.

10

Der Mann war ein wenig älter geworden, doch hatte er sich kaum verändert. Denn alt war Manfred Oppenberg schon gewesen, als Charly ihn vor fünf Jahren kennengelernt hatte, vielleicht war er damals noch ein wenig fülliger gewesen. Ein Filmogul, der sich gerne mit jungen Frauen umgab. Ein Mann voller Lebensfreude, Unternehmungslust und Kreativität, nicht immer auf der richtigen Seite des Gesetzes, gleichwohl loyal zu seinem Land und seiner Stadt, ein Mann, der geradezu perfekt in das brodelnde Berlin der Republikjahre gepasst hatte.

Jetzt saß da ein Mann mit grauem Gesicht, in das sich ein paar Sorgenfalten zuviel gegraben hatten. Ein Mann, der sein bisheriges Leben hatte aufgeben müssen und noch kein neues gefunden